

transact! ⁶



WIE IST DEINE FREIHEIT MIT MEINER VERBUNDEN?

**STICHWORTE ZU GEMISCHTER
ORGANISIERUNG, DEFINITIONSMACHT
UND CRITICAL WHITENESS**

DEUTSCHSPRACHIGE VERSION



**Fotos Titelseite und hier:
Aktion des NoLager-Netzwerks
im Flüchtlingslager Bahnsdorf/
Brandenburg, 2005**
[Bild: Fadl/Umbruch Bildarchiv]

Transact

»Transact!« Ein Slogan, der unserer gemeinsamen Überzeugung Ausdruck verleiht, dass regionale, überregionale und transnationale Kämpfe miteinander verbunden werden müssen. Dementsprechend suchen wir nach Möglichkeiten des „Crossover“, der Brückenschläge zwischen verschiedenen Teilbereichsbewegungen und zwischen mehr und weniger radikalen Linken. Es geht uns um die Verbindungen zwischen unterschiedlichen sozialen Realitäten und Kämpfen – für uns eine zentrale Bedingung, um gegen das globale Ausbeutungsgefälle anzugehen. Wir beziehen uns dabei auf vielfältige Alltagskämpfe und Sozialbewegungen, auch wenn diese sich (noch) nicht politisch artikulieren. Getragen wird „Transact!“ von Aktivist_innen aus Berlin, Bremen (NoLager), Hanau (kein mensch ist illegal) und Wien. Wir organisieren keine eigenen Aktionen, vielmehr beteiligen wir uns an einer Vielzahl von Netzwerken und Projekten – seit 2009 insbesondere an Welcome to Europe und Afrique-Europe-Interact.

Impressum

Sprachen

Diese Broschüre ist auf deutsch, englisch und französisch erhältlich. Auf Wunsch schicken wir gerne weitere Exemplare gegen eine kleine Spende zu. Zudem können die PDF-Versionen bzw. die Texte als doc-Dateien auf unserer Webseite oder auf → www.afrique-europe-interact.net (unter „Material“) runtergeladen und beliebig weiterverbreitet werden.

Übersetzungen

Wir danken allen ganz herzlich, die uns bei den Übersetzungen geholfen haben! Ohne ihre Unterstützung wäre es nicht möglich gewesen, diese Broschüre in drei Sprachen zu erstellen: Anika, Bärbel, Britta, Christine, Daniel, Gerlinde, Gerrit, Hanny, Isabelle, Julia Lu, Léa, Rilka, Lucie, Maurice, Mayyasa, Nina, Sascha und einige Weitere

Fotos

Die Bilder in dieser Broschüre dokumentieren Aktionen des NoLager-Netzwerks (2002-2007), von Boats4People (2012), von Welcome to Europe und von Afrique-Europe-Interact. Wir möchten damit auch auf jene transidentitären und transnationalen Organisationsprozesse verweisen, aus denen die Beispiele in unseren Texten im Wesentlichen stammen. Vielen Dank an die Fotograf_innen: Jasmin Alt, Leona Goldstein, Makombe, Umbruch Bildarchiv, Marily Stroux und Tim Zülch

Auflage

1. Auflage, Februar 2014
1000 Stück (deutsch), je 250 (französisch & englisch)

Layout

Christian Jakob

Preis

Wir wünschen uns je Exemplar
eine Spende von 1 bis 3 Euro.

Gefördert von

Gefördertes Sonderprojekt der Österreichischen
Hochschüler_innenschaft und der
Hochschüler_innenschaft an der Universität Wien



I. Einleitung	04	Editorial Wie es zu dieser Broschüre gekommen ist
II. Definitionsmacht	06	„Nicht warten, bis es knallt“ Interview zu unterschiedlichen Erfahrungen mit Definitionsmacht seit Anfang der 1990er Jahre
	11	Definitionsmacht neu ausbuchstabiert Stichworte zum kollektiven Umgang mit sexualisierter, rassistischer und anderer Gewalt in sozialen Bewegungen
	16	Vertrauensvolle Beziehungen als Dreh- und Angelpunkt Trauma, Traumatisierung und Trauma Skills
III. Gemischte Organisation	18	Wenn es den Wunsch gibt, gemeinsam weiterzugehen Antirassismus und Differenz in gemischten Organisationsprozessen
	23	Critical Whiteness als Katalysator Erfahrungen aus transidentitären und transnationalen Organisationsprozessen
IV. Interviews	28	"Das Etikett 'Unterstützer' als Mittel, um sich raus zu halten" Interview mit Rex Osa (The Voice Refugee Forum)
	31	"Wenn mir was auf die Nerven geht, sage ich das" Interview mit Newroz Duman (Jugendliche ohne Grenzen - JOG)
	34	"Sich begegnen, ohne dass es um dieses Gefälle geht" Interview mit Riadh Ben Ammar (Afrique-Europe-Interact)
	37	„Unser Ziel ist es, einen Block zu formen“ Interview mit Alassane Dicko von der Assoziation der Abgeschobenen Malis (AME/Bamako)
V. Service	39	Zum Weiterlesen Einige Links und Hinweise zu den Themen dieser Broschüre



NoLager-AktivistInnen beim G8-Gipfel in Heiligendamm, 2007 [Bild: Umbruch Bildarchiv]

EDITORIAL

Wie es zu dieser Broschüre gekommen ist

Ausgangspunkt dieser Broschüre sind die äußerst kontroversen Debatten, die sich im Sommer 2012 anlässlich des Nobordercamps in Köln zugetragen haben. Im Kern kreiste die damalige Auseinandersetzung um grundlegende Konzepte wie Critical Whiteness, Definitionsmacht und transidentitäre bzw. transnationale Organisation. Hintergrund war die Frage, inwiefern es innerhalb antirassistischer Netzwerke und Bündnisse rassistisches Verhalten weißer Aktivist_innen gäbe, wie damit umgegangen werden sollte und was dies für die alltägliche Kooperation zwischen Aktivist_innen mit unterschiedlichen gesellschaftlichen Positionen bedeuten würde. Zentrales Manko: Die Konflikte in Köln wurden von einzelnen Gruppen derart po-

lemisch ausgefochten, dass eine produktive Verständigung über unterschiedliche Erfahrungen, Einschätzungen und Vorgehensweisen noch nicht einmal in Ansätzen möglich gewesen ist. Das Kölner Nobordercamp ist stattdessen mit zahlreichen Verletzungen, Enttäuschungen und Desillusionierungen einhergegangen. Fatal war dies nicht nur aufgrund der politischen Zerwürfnisse – samt individuellen Rückzügen und massiven Verunsicherungen. Nein, hinzu kam, dass sowohl die Definitionsmacht als auch das Critical Whiteness-Konzept im Zuge der Auseinandersetzungen immer stärker ihren ursprünglichen Sinngehalt eingebüßt haben und somit buchstäblich in Verruf geraten sind.

Das aber ist der Grund, weshalb wir mit der vorliegenden Broschüre einen Beitrag zur inhaltlichen Reflexion und Weiterentwicklung der hiermit verknüpften Fragen und Herausforderungen leisten möchten. Denn es ist völlig unstrittig, dass so etwas wie Gewalt, Diskriminierung oder Dominanz auch in sozialen Bewegungen in großem Stil anzutreffen sind – einfach deshalb, weil Bewegungsaktivist_innen immer schon Teil jener gesellschaftlichen Verhältnisse sind, um deren Überwindung es eigentlich geht. Es stimmt allerdings nicht (wie in Köln immer wieder behauptet), dass die antirassistische Bewegung all dies in den vergangenen 20 Jahren unisono geleugnet hätte und weiße Aktivist_innen daher zur Auseinandersetzung mit ihren eigenen Rassismen, Dominanzen und nicht reflektierten Privilegien gleichsam gezwungen werden müssten. Festzuhalten ist vielmehr, dass es bereits zahlreiche Erfahrungen gibt, wie mit derartigen Verhaltensweisen so umgegangen werden kann, dass es nicht zu neuen Zerwürfnissen und somit zu einer Vertiefung der gesellschaftlich sich ohnehin permanent reproduzierenden Spaltungs- und Hierarchisierungslinien kommt. Unser Anliegen ist also, Instrumente zur Diskussion zu stellen, die sich in unseren Augen bewährt haben – und zwar ausgehend von zwei ganz verschiedenen Erfahrungsräumen: Einerseits von unserer Beteiligung an antisexistischen Kämpfen in den 1990er Jahren, andererseits von unserer langjährigen Aktivität in gemischten Organisationsprozessen, sei es in lokalen Bleiberechtskämpfen oder überregional, etwa im NoLager-Netzwerk (2002

bis 2007), bei Afrique-Europe-Interact oder Welcome to Europe (beide seit 2009).

Wichtig sind uns in diesem Zusammenhang insbesondere bewegungsgeschichtliche Rückblicke. Denn die personellen Veränderungsprozesse sozialer Bewegungen werden immer schneller, unter anderem deshalb, weil viele Aktivist_innen nur noch wenige Jahre aktiv dabei sind (wenn überhaupt). Ergebnis ist eine allgemeine Geschichtsvergessenheit, und das mit der Konsequenz, dass zahlreiche Debatten immer wieder von vorne beginnen, ohne Berücksichtigung der in der Vergangenheit bereits gemachten Fehler oder Errungenschaften. Einen solchen Stillstand bzw. Leerlauf können wir uns allerdings nicht leisten – völlig unabhängig davon, aus welchem Blickwinkel wir sprechen.

Doch zurück zu dem, was bereits erreicht wurde: Uns ist es zwar aus pragmatischen Gründen wichtig, nicht zuletzt das hervorzuheben, was sich bereits im positiven Sinne verändert hat. Gleichwohl sind wir weit davon entfernt, die Probleme klein reden zu wollen. Denn gerade weil wir uns tagtäglich in gemischten Organisationsprozessen bewegen, sind wir nahezu permanent mit den ganz realen Widersprüchen, Defiziten und Abgründen innerhalb unserer eigenen Strukturen konfrontiert. Insofern ist es auch keineswegs zufällig, dass wir in den beiden Artikeln in Teil III dieser Broschüre ausführlich auf diese Fragen eingehen. Mehr noch: Wir können gut verstehen (auch aus eigener Erfahrung), dass Betroffene von Diskriminierung, Ausgrenzung und Gewalt immer wieder der Kränge platzt – ganz gleich, ob es sich um People of Color, Flüchtlingsaktivist_innen, Frauen, LGBTI (Lesbian,

Gay, Bisexual, Transgender/Transexual and Intersexed) oder dicke Menschen handelt. Und doch finden wir viele der in Köln gezogenen Schlussfolgerungen schlicht falsch. Das ist der Grund, weshalb wir in dieser Broschüre einige unserer Erfahrungen teilen möchten. Nicht, weil sie Patentrezepte enthalten würden (denn so etwas gibt es nicht), sondern weil auf diese Weise nachvollziehbar wird, inwiefern auch in heterogen zusammengesetzten Netzwerken schwierige Konflikte gemeinsam und solidarisch geklärt werden können.

Abschließend noch ein Wort zu transact: Die aus mehreren Gruppen und Einzelpersonen bestehende Initiative transact ist in gender- und anderer Hinsicht ein vergleichsweise gemischter Zusammenhang, mit Blick auf Flucht- und Migrationserfahrungen hingegen überwiegend westeuropäisch-weiß. Wir haben uns daher entschieden, Flüchtlingsaktivist_innen, mit denen wir bereits seit langem in unterschiedlichen Kontexten zusammenarbeiten, hinsichtlich der in dieser Broschüre thematisierten Fragestellungen zu interviewen (wobei ausdrücklich hinzugefügt sei, dass einer der Interviewten selber bei transact aktiv ist). Wir möchten auf diese Weise gewährleisten, dass auch solche Stimmen ausführlich zur Geltung kommen, die im Rahmen von transact nur minoritär vertreten sind – unter besonderer Berücksichtigung der Frage, ob bzw. wie es in einer von Rassismus geprägten Gesellschaft möglich ist, transidentitäre bzw. transnationale Organisationsprozesse auf eine für alle Beteiligten stimmige Weise zu durchlaufen. ○

TRANSACT



Bamako-Dakar-Karawane: Theateraufführung zur Lebensgeschichte von Oury Jalloh in Kayes/Mali, 2011 [F: Leona Goldstein]

„Nicht warten, bis es knallt“

INTERVIEW ZU UNTERSCHIEDLICHEN ERFAHRUNGEN MIT DEFINITIONSMACHT SEIT ANFANG DER 1990ER JAHRE

Vorbemerkung: Die Debatte um Definitionsmacht ist nicht nur alt, sie dreht sich auch immer wieder im Kreis – nicht zuletzt deshalb, weil bereits gemachte Erfahrungen viel zu selten in aktuellen Auseinandersetzungen berücksichtigt werden. Vor diesem Hintergrund haben Aktivist_innen von NoLager Bremen⁽¹⁾ ein Selbstinterview über einige ihrer diesbezüglichen Erfahrungen geführt – von den Auseinandersetzungen um Sexismus Anfang der 1990er Jahre über einige der Konflikte im antirassistischen Feld bis hin zu der Frage, wie sich die Unterstützung von Betroffenen und der Umgang mit Täter_innen in dieser Zeit verändert hat. Das Interview steht im engen Zusammenhang mit dem ebenfalls von NoLager Bremen für diese Broschüre verfassten Text „Definitionsmacht neu ausbuchstabiert“.

Ihr habt in den 1990er Jahren an unterschiedlichen Orten für Definitionsmacht gestritten. Was war die allgemeine Ausgangssituation damals?

Volker: In den Jahren nach den Auseinandersetzungen um Sexismus bei der Mobilisierung gegen den Gipfel von IWF und Weltbank in Berlin 1988 haben sich an verschiedenen Orten profeministische autonome Männergruppen gegründet. Es gab bundesweite Treffen und mit dem antipatriarchalen Männerrundbrief auch ein eigenes Zirkular. Auf der Uni gab es erste Debatten über die gesellschaftliche Konstruktion von Geschlecht allgemein und die patriarchale Zurichtung von Jungen und Männern. Es gab zudem militante Aktionen gegen die Orte dieser Zurichtung, wie z.B. Kreiswehrrersatzämter im Kontext mit der Wehrpflicht. Das alles war von uns erstmal eine Reaktion

auf die damals sehr große FrauenLesben-Organisierung und auch eine Forderung, die autonome Feministinnen an ihre Genossen stellten. Ich denke nicht, dass immer und überall ein sexistischer Übergriff der direkte Anlass war, sich als Männer getrennt zu organisieren. Ich würde aber behaupten, dass es immer konkrete Kritik und Druck von FrauenLesben-Gruppen war. Da ging es darum, wie Szenemänner sich Szeneräume angeeignet haben, um dominantes Redeverhalten, um Mackermilitanz, um Umgang mit Sexualität und vieles mehr. Szeneübergreifende Männerplena gab es aber meines Wissens immer nur dann, wenn ein Übergriff benannt worden war.

Franzis: Anfang der 90er Jahre, als ich angefangen habe, in linksradikalen bzw. autonomen Zusammenhängen aktiv zu werden, war für Feministinnen eine separate FrauenLesben-Organisierung – das war damals der Begriff – selbstverständlich. Ich schloss mich einer autonomen FrauenLesben-Gruppe an, lernte feministische Selbstverteidigung, war in mehreren Uniseminaren ohne Männer, und wohnte später in einer FrauenLesben-Etage in einem Berliner Hausprojekt. Ganz nach dem Motto 'das Private ist politisch' haben wir uns viel über eigene sexistische Erfahrungen ausgetauscht und konnten auf diese Weise die damit verbundene Scham und Einsamkeit und das Gefühl 'Du bist ja selbst Schuld, weil du dich nicht richtig gewehrt hast', ein Stück weit überwinden. Viele haben sich damals aus den sogenannten 'gemischten Strukturen' ganz rausgezogen und auch Liebesbeziehungen nur mit FrauenLesben gelebt.

Ok, so weit zur allgemeinen Situation, aber welche Rolle hat das Konzept der Definitionsmacht damals konkret gespielt?

Franzis: Letztendlich war das Konzept der Definitionsmacht, bei dem es ja darum geht, dass nur die betroffenen Personen sagen können, wo Grenzen überschritten wurden und was sie als Gewalt empfinden, so was wie die Basis dieser grundsätzlichen Atmosphäre. Das hat sich in der Empathie und Parteilichkeit ausgedrückt, die füreinander empfunden wurde und auch in der Bereitschaft, sich bei konkreten Aktionen

zu unterstützen. Zum Beispiel darin, eine Situation öffentlich zu machen oder einem Typen unmissverständlich zu verstehen zu geben, dass sein Verhalten sofort aufzuhören hat. Je nach Heftigkeit der Aktionen wurde diese Herangehensweise nicht immer von allen gut gefunden, aber es gab doch einen ziemlich breiten Konsens, dass sie irgendwie notwendig war. Wobei ich noch dazu sagen muss, dass viele auch das Bedürfnis hatten, ihre Kontakte zu Männern auf ein absolut notwendiges Minimum zu reduzieren – was in Großstädten relativ leicht möglich war –, um sich an bestimmten Strukturen im Alltag gar nicht mehr abarbeiten zu müssen.

Volker: Ich glaube, dass damals sehr viel in Nahbeziehungen über eigene Gewalterfahrungen gesprochen wurde. Und Ich finde es wichtig, sich immer bewusst zu machen: Die Diskussionen um Definitionsmacht waren nur zu einem Teil öffentlich, und das dürfte bis heute nicht anders sein. Von vielen Übergriffen, die benannt werden, wissen bis heute nur eine Handvoll Leute oder auch nur zwei. Und längst nicht jeder benannte Übergriff hat immer zu Trennungen oder Riesenkonflikten geführt. Mit ein paar Jahren Abstand haben manchmal auch alle Beteiligten gesagt, dass das gut war, wie damit umgegangen wurde. Was die öffentlichen Debatten angeht, war es Anfang der 1990er in der Linken noch nicht mal ein allgemein anerkanntes Lippenbekenntnis, gegen Sexismus und für Definitionsmacht zu sein. Da gab's im Grunde alles mögliche an Reaktionen. Das ging von einer gewissen Offenheit über Taktieren und Versuche, sich rauszuhalten, bis hin zu klarer Diffamierung von feministischen Positionen. Es war nach meiner Ansicht aber schwerer als heute, sich gar nicht zu verhalten, weil es noch mehr verbindliche Gruppenstrukturen gab als heute, in denen das dann welche zum Thema machten.

Was hat sich für euch durch das Konzept der Definitionsmacht geändert – was war neu?

Franzis: Neu war ganz klar, bestimmte Verhaltensweisen von Männern öffentlich zu machen und auch öffentlich anzuklagen

und somit klar zu machen, dass man nicht mehr so leicht mit allem durchkommt wie in früheren Zeiten, als es eine erfolgreiche Strategie war, Frauen, die bestimmte Verhaltensweisen kritisiert haben, als verklemt zu diffamieren und auf diese Weise den Ball einfach zurück zu spielen. Und zwar nicht nur in den eigenen autonomen Zusammenhängen, auch sexistische Übergriffe von zum Beispiel Professoren wurden bekannt gemacht.

Volker: In den Zusammenhängen, in denen ich mich bewegt habe, ging es sowieso viel um Selbstreflexion und es war klar, dass sexistische Strukturen auch in unseren Beziehungen oder WGs eine Rolle spielen. Aber, und das war aus meiner Sicht das neue, bei den Debatten um Definitionsmacht ging es noch um mehr, als etwas zu bekämpfen oder sich nur mit etwas auseinanderzusetzen. Es ging auch darum, dass Männer in der Linken ganz direkt Macht und auch Kontrolle abgeben sollten und ich glaube nicht, dass das irgendwem komplett leicht gefallen ist.

Wo seht ihr aus heutiger Sicht die Grenzen in den damaligen Debatten?

Volker: Irgendwann wussten alle, dass es angesagt ist, sich nicht in aller Öffentlichkeit kritisch über die Definitionsmacht zu äußern, aber es gab kaum noch eigene Auseinandersetzungen dazu. Wenn dann ein neuer Übergriff benannt wurde, ist das schnell klar geworden. Und eine persönliche Auseinandersetzung mit Fragen, die sich um Macht und Ohnmacht drehen, gab es ohnehin kaum.

Franzis: Ich denke, dass in der damaligen Atmosphäre teilweise zu schnell gehandelt wurde. Ich kenne einige, denen es bis heute unangenehm ist, dass sie einfach auf Zuruf losgezogen und an eine Wohnung 'Hier wohnt ein Vergewaltiger' gesprüht haben. Ja, und es war für die Betroffenen sicherlich auch nicht immer hilfreich, wenn alles vor dem Hintergrund von Rausschmiss, Ausschluss oder Rache diskutiert wurde. Gleichzeitig konnte so was auch sehr befreiend und ein erster Schritt in Sachen Selbstermächtigung sein und nach außen hin ein Zeichen setzen von 'Passt auf, wir lassen

uns nicht mehr alles gefallen'. Gleichzeitig hat das dazu geführt, dass bestimmte Männer in bestimmten Kreisen sich einfach einen bestimmten Verhaltenskodex zugelegt haben, um sich nicht mehr angreifbar zu machen. Insgesamt sollte allerdings berücksichtigt werden, dass es ganz normal ist, dass diejenigen, die bestimmte Rechte oder Ansichten erstreiten und somit eine bestimmte Pionierarbeit leisten, nicht so differenziert sind wie diejenigen, die auf Basis dieser Pionierarbeiten dann mit der Ausdifferenzierung beginnen und aus den Fehlern der 'Alten' lernen können.

Volker, ihr habt immer auch die Auseinandersetzung mit männlichen Tätern gesucht. Kannst du das genauer beschreiben?

Volker: Unser Ausgangspunkt war, dass sich nicht nur Strukturen, sondern auch Personen ändern müssen. Denn wenn wir die Personen einfach nur ausschließen, ist die Gefahr, relativ gesehen, viel größer, dass sie noch mehr Übergriffe begehen, als wenn wir ihnen eine konfrontative Auseinandersetzung anbieten. Und es war auch klar, dass Männer Verantwortung für die kritische Reflexion und Veränderung von Täterverhalten übernehmen sollten. In den Fällen, an denen ich beteiligt war, war das auch immer ausdrücklicher Wunsch oder auch Forderung der Betroffenen oder aus ihrem Umfeld. Wobei ich sowieso sagen würde, dass Täterarbeit auf einen guten Kontakt zur Unterstützungsstruktur angewiesen ist. Das heißt, Täterarbeit, ohne dass auch Betroffene die Möglichkeit haben, einen Übergriff auf sie gemeinsam mit anderen zu reflektieren und über eigene Bedürfnisse und Forderungen an den Täter nachzudenken, finde ich eher bedenklich, würde ich auch nie machen.

Aber wie sah euer Vorgehen konkret aus? Und wie seid ihr damit umgegangen, dass die Männer teilweise aus euren eigenen Gruppen, WGs etc. kamen?

Volker: Die Prozesse liefen teils über Monate oder sogar Jahre. Oft ging es beim Kontakt mit Tätern bei den Gesprächen einfach um das Einhalten von konkreten Absprachen

über die Nutzung von öffentlichen Räumen oder ähnliches, wenn zum Beispiel klar war, dass die Betroffene gefordert hat, dass der Täter nicht mehr in die Volksküche geht oder nur noch an jedem zweiten Gesamtplenar teilnimmt. Aber irgendwann wurde dann auch deutlich, dass es für solche Prozesse immer auch eine zeitliche Perspektive geben muss. Denn natürlich drängte sich irgendwann die Frage auf, wann es wohl sein könnte, dass man wieder in die Volksküche kann, in einem Jahr, in zwei Jahren oder nie mehr? Und weil das Konzept der Definitionsmacht diese Perspektive nicht geben kann, war der Schritt für manchen auch naheliegend, sich aus der Szene einfach zu verabschieden.

Franzis: Dadurch, dass es bei Sexismus und sexistischer Gewalt nicht mehr in erster Linie um den brutalen fremden Vergewaltiger auf der Straße ging, sondern auch um Übergriffe in den eigenen Zusammenhängen und im Nahumfeld ist das Thema noch mal anders an uns alle rangerückt. Das hat dazu geführt, sich zu bestimmten Zeiten von Menschen eher zu entfernen, weil es meist nicht geht, die betroffene Person zu unterstützen und gleichzeitig mit der übergriffigen Person nahe zu sein. Solche Konstellationen konnten sich aber auch nach einiger Zeit wieder auflösen. So wie ja auch nicht – wie Volker schon gesagt hat – jeder Übergriff automatisch zu lebenslangem Kontaktabbruch führen muss. Die Erfahrung zu machen – und zwar als direkt Betroffene, aber auch als eine aus dem Umfeld –, dass die übergriffige Person ihr Verhalten reflektiert, Konsequenzen wie das Freigeben bestimmter Räume respektiert und ernsthaft etwas dafür tut, dass solch eine Situation in Zukunft nicht mehr vorkommt, kann bei aller zwischenzeitlichen Entfremdung auch etwas Verbindendes haben. Übrigens ist mir an dieser Stelle auch der Hinweis wichtig, dass Übergriffe nicht nur von Männern gegenüber Frauen stattfinden, sondern unter allen Geschlechtern, also auch unter Frauen/Lesben, in der Queer-Community, unter Männern, gegenüber Kindern jeglichen Geschlechts und in seltenen Fällen auch von Frauen gegenüber Männern. Es war ein verdammt wichtiger

Schritt, diese Tatsache zunehmend anzuerkennen und nicht in dem bekannten Bild der Frau als Opfer und dem Mann als Täter zu verharren und auf diese Weise Betroffene zum Schweigen zu verdammen.

Franzis, du hast in den 1990er Jahren in Berlin im Notruf für vergewaltigte Frauen, Lesben und Mädchen gearbeitet. Haben sich die dort gemachten Erfahrungen auch auf die Debatten innerhalb der Politszene ausgewirkt, und wenn ja, in welcher Richtung?

Franzis: Bestimmte Positionen – wie der Verweis auf Gewalt unter Frauen/Lesben oder ein Beharren auf der Tatsache, dass das Stellen von Fragen nicht gleichbedeutend damit ist, das Definitionsrecht in Frage zu stellen, sondern für die Betroffene sehr hilfreich sein kann – ließen sich mit Verweis auf die Erfahrungen bei der Arbeit beim Notruf leichter einbringen. Denn der Notruf war damals schon so eine Art feministische Instanz und die dort gemachten Erfahrungen wurden ernst genommen. Und wenn wir zum Beispiel berichten konnten, dass Betroffene als ersten Schritt oft einfach Raum für ihre Erfahrungen brauchen und es nicht automatisch hilfreich ist, wenn gleich wütend das patriarchale System als Ganzes an den Pranger gestellt wird, dann wurde das gehört.

Wie hat sich aus eurer Sicht die politische Auseinandersetzung seit Ende der 1990er Jahre weiterentwickelt?

Volker: Es gab und gibt nach meiner Wahrnehmung – wie bei allen linken Themen – auch hier so gewisse Konjunkturen. Aber auf jeden Fall ist es heute nicht mehr so einfach möglich zu leugnen, dass es überhaupt ein Problem gibt, nach dem Motto, wir machen ein linkes Camp und haben deshalb mit Sexismus nichts zu tun. Und ich denke, es ist klarer als früher, dass es in einem Camp sehr unterschiedliche Leute mit vielen unterschiedlichen Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen gibt. Ich verstehe die vor einigen Jahren entstandenen Traumasupportgruppen auch als Reaktion darauf.

Franzis: In jedem Fall ist es gelungen sexualisierte Gewalt und sexistisches Verhalten zu wichtigen Themen zu machen, die nicht



einfach vom Tisch gewischt werden können und bestimmte Standards im Umgang miteinander zu etablieren, die die gemischte Organisation angenehmer machen als noch vor einigen Jahren. Insofern würde ich sagen, dass es scheinbar Fortschritte gibt.

Wie ist es dazu gekommen, dass ihr euch 2003 beim Kölner Grenzcamp und bei den NoLager-Aktionstagen in Fürth an einer Ansprechgruppe im Falle sexualisierter Gewalt beteiligt habt?

Volker: Bei größeren Mobilisierungen waren davor immer wieder Übergriffe benannt worden. Auch beim Camp in Jena ein Jahr davor, was wohl kaum bekannt geworden wäre, wenn sich nicht am Anfang einige Aktivist_innen als Ansprechgruppe zusammengefunden hätten. Dort sind aber auch diverse Widersprüche deutlich geworden. Die Täter waren aus einem Flüchtlingslager in der Nähe. Ihr Rauswurf war aus meiner Sicht berechtigt, hat für sie aber auch die ganz normale Erfahrung wiederholt, gesellschaftlich ausgegrenzt zu werden. Vor allem, weil sich niemand mit ihnen, zum Beispiel außerhalb vom Camp, auseinandergesetzt hat und sie auch nirgends gehört wurden. Vor allem der letzte Punkt wurde von den Leuten aus den Flüchtlingsorganisationen mit der Polizeiwillkür in ihren Herkunftsländern gleichgesetzt. Heute würde es wohl heißen, dass sie von diesem Vorgehen ihrerseits krass getriggert wurden. In der Nachbereitung kam jedenfalls raus, dass es ein für alle klares Konzept braucht und intensive Vorbereitung, miteinander in der Gruppe, aber auch als gesamter

Campzusammenhang. Deshalb haben wir dann beschlossen, das Problem vorher anzugehen und gesagt, eine Ansprechgruppe für Betroffene von sexistischen Übergriffen gehört zu einem Camp dazu wie die Volksküche oder der Schutz. Das wurde in der bundesweiten Vorbereitung dann so beschlossen, was gut war, weil das Konzept dann von Anfang an von vielen mitgetragen wurde. Ich finde auch ganz allgemein, dass es vorher diskutiert sein muss, was ein angemessener Umgang mit Übergriffen ist.

Welche Erfahrungen habt in Köln und Fürth gesammelt?

Franzis: Im großen und ganzen waren unsere Erfahrungen ziemlich gut: Unsere pure Existenz hat deutlich gemacht, dass hier nicht für die Anerkennung von sexistischen Übergriffen gestritten werden muss, sondern dass allen klar ist, dass diese leider zum Campalltag dazu gehören. Das hat dem Thema seine Sprengkraft genommen. Wir haben in unserem Konzept geschrieben, dass wir gemeinsam mit der betroffenen Person gucken, was sie braucht, was für sie stimmt und auch, dass die Konfrontation mit dem Täter für uns Teil der Arbeit ist. Das hat dazu geführt, dass sich auch in Situationen an uns gewandt wurde, in denen es nicht darum ging, die Täter vom Camp zu werfen, sondern darum, diese zu konfrontieren und für die restliche gemeinsame Zeit auf dem Camp bestimmte Verhaltensweisen einzufordern. So hatte sich zum Beispiel eine Frau an uns gewandt, die im Vorkübereich von einer Gruppe Männer sexistisch belästigt worden war. In den Konfrontationsgesprächen ging es zum einen darum,

dass die Typen ihr gegenüber einen bestimmten Abstand einhalten. Es ging aber auch um verwandte Themen, wie Lesbisch- oder Schwulsein oder darum, dass Frauen nicht angegriffen werden sollen.

Volker: Bei den Aktionstagen in Fürth hatten wir vor allem mit einem krassen sexualisierten Übergriff von einem Camp-Teilnehmer auf zwei Jungen, die 12 und 14 waren, zu tun. Da haben wir erstmal die Jungen mit ihrem Wunsch unterstützt, dass der Täter das Camp verlassen sollte. Am Tag danach begann dann eine Auseinandersetzung mit dem, die über mehrere Monate lief. Der Grund dafür war vor allem, dass der sowohl im Job als auch sonst total viel Kontakt mit anderen Kindern hatte und wir das Gefühl hatten, wir können das nicht einfach so auf sich beruhen lassen, nur weil das Camp vorbei ist. Wir haben dann noch weitere Forderungen an ihn gerichtet, insbesondere dass er sich in seinen Zusammenhängen als jemand zu erkennen gibt, der gerade sexualisierte Gewalt gegen zwei Kinder verübt hat, dass er das auch bei seinem Job öffentlich machen muss, dass er auch weiteren Wünschen von den Jungs nachkommt, falls sie welche haben, und dass er auf jeden Fall anfängt, seine Taten bei einem speziellen Tätertherapeuten therapeutisch zu bearbeiten. Die Orientierung an den Betroffenen hat dann am Ende dazu geführt, dass wir eine Aussage bei der Polizei gemacht haben, nachdem der Täter von den Jungen angezeigt worden war. Der Täter hat dann durch seine Aussage wiederum den Jungen erspart, dass sie selbst vor Gericht aussagen mussten.



Aktivistinnen von Afrique-Europe-Interact im Office du Niger (Mali), 2012 [F: Makombe]

Die Zusammensetzung der Ansprechgruppe war eher ungewöhnlich, könnt ihr dazu etwas sagen?

Franzis: Nun, ich weiß gar nicht, ob ich die Zusammensetzung unserer 10-köpfigen Gruppe wirklich als ungewöhnlich bezeichnen würde: Uns allen war es wichtig, dass die Gruppe die Zusammensetzung des Camps widerspiegeln sollte. Deshalb bestand sie aus Aktivist_innen aus FrauenLesben-Gruppen, antirassistischen Gruppen und aus selbstorganisierten Flüchtlingsorganisationen. Viele von uns kannten sich aus den Grenzcampen in den Jahren zuvor.

Was hatte es bei der Anti-Lager-Tour 2004 mit der Unterscheidung zwischen Ansprechgruppe und Awarenessgruppe auf sich, warum diese Unterscheidung?

Franzis: In den Diskussionen über das Konzept der Ansprechgruppe ist deutlich geworden, dass es zwischen refugees und non-refugees – das waren die damals genutzten Begriffe – ein großes Bedürfnis gibt, sich über jeweilige Grenzen und Bedürfnisse auszutauschen, ehe es zu eskalierten Situationen kommt, in denen dann nur noch mit dem Konzept der Definitionsmacht gearbeitet werden kann. Wobei viele refugees gesagt haben, dass sie für die von ihnen kritisierten Situationen das Konzept der Definitionsmacht sowieso nicht passend fänden. Die Awarenessgruppe, die sowohl in bezug auf die Geschlechter als auch auf die Herkunft gemischt zusammen gesetzt war, hat es sich daher zum Ziel gesetzt, während der Anti-Lager-Tour für einen respektvollen Umgang

untereinander einzutreten und die Teilnehmenden zu ermutigen, sich gegenseitig Grenzverletzungen mitzuteilen, um somit das Bewusstsein für solche Situationen zu schärfen. Wichtig war, dass es hier gleichermaßen um sexistische und rassistische Situationen ging. Dadurch hat sich der Raum dafür geöffnet, dass Refugees sagen, welche Verhaltensweisen sie als diskriminierend bzw. rassistisch empfinden.

Ihr habt zwar seitdem etliche Veranstaltungen mitgemacht, auch situativ hier oder dort Verantwortung übernommen, euch aber nicht mehr an Ansprechgruppen beteiligt. Warum?

Franzis: Ein Konzept, das nur klappt, wenn bestimmte es ausfüllen, macht in einer Bewegung auf Dauer keinen Sinn. Dazu kam das Problem der Machtfülle, die solch eine Gruppe hat, aber dazu kann Volker wahrscheinlich mehr sagen.

Volker: Im Konzept der Definitionsmacht ist zu Recht eine ganze Menge Sanktionsmacht enthalten. Ich habe ja vorhin erzählt, was wir von dem Täter in Fürth alles gefordert haben. Allein schon deshalb spricht aus meiner Sicht alles für Rotation, Durchlässigkeit und Transparenz. Wir haben auch irgendwann vermisst, dass es für uns kein Korrektiv gab, niemand der geguckt hat, was machen die da eigentlich. Das fühlte sich durchaus unangenehm an, die Machtfülle, die wir gegenüber dem Täter in Fürth auf einmal hatten. Ich gehe zwar davon aus, dass wir die Sanktions- bzw. Durchsetzungsmacht nicht missbraucht haben,

aber ich dachte damals, wenn viele mal in einem Camp Ansprechgruppe machen würden, dann wäre das auch gut für die Sache, weil wir dann alle einen ähnlichen Erfahrungsschatz teilen und das Konzept vielleicht auch weiter entwickeln würden.

Wie geht ihr mit solchen Fragen in euren privaten oder euren unmittelbaren politischen Bezügen um? Gibt es eine etablierte Kultur des raschen Interveniens?

Volker: Es bringt nichts, zu warten bis es knallt. Werben um angemessenen Umgang, Handeln ist möglich, auf Veränderungen pochen – das bringt was...

Franzis: ...genau, letztlich geht es darum, miteinander eine Kultur zu etablieren, in der als übergriffig empfundenes Verhalten frühzeitig angesprochen werden kann. Und wo dann die Person, die es anspricht, sich sicher sein kann, Gehör zu finden und Menschen, die dann auch handeln, die also nicht davor zurück schrecken, einer anderen Person Grenzen aufzuzeigen und klar zu machen, dass bestimmte Verhaltensweisen nicht gehen. ○

⁽¹⁾ NoLAGER BREMEN IST IN GESCHLECHTLICHER UND ANDERER HINSICHT EINE GEMISCHTE GRUPPE. WIR VERFÜGEN NICHT ÜBER EIGENE FLUCHT-, MIGRATIONS- UND RASSISMUSERFAHRUNGEN, SIND ABER SEIT 2002 ÜBERWIEGEND IN GEMISCHTEN BÜNDNISSEN BZW. NETZWERKEN AKTIV – ZUNÄCHST IM RAHMEN DES NoLAGER-NETZWERKS (2002-2007), SEIT 2009 BEI AFRIQUE-EUROPE-INTERACT. DER UMGANG MIT SEXUALISierter UND ANDERER GEWALT BEGLEITET UNS SEIT ANFANG DER 1990ER JAHRE KONTINUIERLICH – TEILS PERSÖNLICH, TEILS POLITISCH, TEILS BERUFLICH.

Definitionsmacht neu ausbuchstabiert

STICHWORTE ZUM KOLLEKTIVEN UMGANG MIT SEXUALISierter, RASSISTISCHER UND ANDERER GEWALT IN SOZIALEN BEWEGUNGEN

Vorbemerkung: Schon lange kommt es in linken Bewegungen regelmäßig zu kontroversen, bisweilen auch eskalativen Debatten um das Konzept von Definitionsmacht. Knapp zwei Jahrzehnte stand dabei der Umgang mit sexualisierter Gewalt im Zentrum, inzwischen geht es auch um rassistische und andere Formen von Diskriminierung bzw. gewalttätigem Verhalten. Das ist der Grund, weshalb wir⁽¹⁾ anlässlich des Nobordercamps in Köln im Juli 2012 unsere eigenen Erfahrungen in der praktischen Anwendung von Definitionsmacht einmal mehr auf den Prüfstand gestellt haben. Ergebnis ist der vorliegende Text, der für ein Verständnis von Definitionsmacht wirbt, das insbesondere zwei Zielsetzungen verfolgt: Einerseits der Komplexität und Widersprüchlichkeit vielfältiger Herrschaftsverhältnisse gerecht zu werden, andererseits den Geltungsbereich bzw. die Grenzen von Definitionsmacht deutlich zu markieren. Wir verstehen den Text als Diskussionsangebot, nicht zuletzt dort, wo wir uns kritisch mit anderen Varianten von Definitionsmacht auseinandersetzen – beispielsweise mit dem Konzept des „erweiterten Gewaltbegriffs“, das in den letzten 5 Jahren zu einer in unseren Augen hochgradig problematischen Ausweitung des Anwendungsbereichs von Definitionsmacht geführt hat (jedenfalls dort, wo sich positiv darauf bezogen wird).

1. GESCHICHTLICHER RÜCKBLICK

Die Auseinandersetzung um Definitionsmacht reicht bis in die 1970er Jahre zurück, als sich die neue Frauenbewegung unter dem Schlagwort des „körperlichen Selbstbestimmungsrechts“ für das umfassende Recht auf Abtreibung einsetzte. Im Anschluss hieran entwickelte sich seit Mitte der 1980er Jahre in autonomen (FrauenLesben-)Zu-

sammenhängen das Konzept der Definitionsmacht, wonach „nur von den betroffenen Frauen definiert werden kann, ab wann Gewalt anfängt, Grenzen überschritten werden und wurden und was als Gewalt wahrgenommen wird“, so die Definition in dem viel diskutierten Buch „Antisexismus_reloaded“ aus dem Jahr 2007. Konkret sollte hiermit auf den Umstand reagiert werden, erstens dass sexualisierte Gewalt gesamtgesellschaftlich immer wieder bagatellisiert wird, zweitens dass juristisch Vergewaltigung und sexuelle Nötigung bis heute tendenziell auf einige wenige Tatbestände beschränkt sind und drittens dass Frauen, die sexualisierte Gewalt anprangern, immer wieder pathologisiert, lächerlich oder mitverantwortlich gemacht werden – vor Gericht genauso wie in linken Zusammenhängen.

Es kann mit anderen Worten festgehalten werden, dass „die Geschichte des Definitionsrechtes der Frau die Geschichte der Politisierung ungleicher Geschlechterverhältnisse ist“ (Gruppe FelS 2001), wobei ausdrücklich hinzugefügt sei, dass es vor allem feministische Beratungsstellen, Therapeut_innen, Frauenhäuser und Verlage gewesen sind, die sexuelle Gewalt bereits seit den 1970er Jahren intensiv bearbeitet und so schrittweise zu einem öffentlich diskutierten Thema gemacht haben. Und doch war die tendenzielle Durchsetzung von Definitionsmacht innerhalb linker bzw. autonomer Basisbewegungen kein Spaziergang. Vielmehr ist es die gesamten 1990er Jahre über zu heftigen Auseinandersetzungen gekommen, meist ausgehend von konkreten Vorfällen wie etwa 1999/2000, als sich anlässlich eines Vergewaltigungsvorwurfs gegenüber einem Mitglied der AAB (Antifaschistische Aktion Berlin – mittlerweile ALB) eine äußerst

heftige, bis heute online verfügbare Kontroverse entzündet hat. Als Konsequenz haben sich ab 2003 so genannte Ansprech- und Unterstützungsgruppen im Falle sexualisierter Übergriffe gegründet, unter anderem beim 5. Antirassistischen Grenzcamp in Köln sowie seit 2007 als ständiges Angebot in Berlin. Spätestens seit 2002 haben die Debatten zudem eine erneute Wendung genommen: Nun stellten Flüchtlingsaktivist_innen unter Verweis auf ihre eigenen Erfahrungen mit staatlicher und gerichtlicher Willkür den im Rahmen von Definitionsmacht üblicherweise praktizierten Umgang mit Täter_innen in Frage, insbesondere den Umstand, dass als Täter_innen beschuldigte Personen kaum eine Möglichkeit haben, zu den Vorwürfen inhaltlich Stellung zu beziehen.

2. DEFINITIONSMACHT & PARTEILICHKEIT

Ohne parteiliche und empathische Unterstützung wäre Definitionsmacht überhaupt nicht denkbar, denn Ziel ist es ja, Betroffene sexualisierter, rassistischer und anderer Gewalt in der Wiedererlangung ihrer Handlungsfähigkeit und Selbstbestimmtheit zu unterstützen, nachdem sie zunächst eine mehr oder weniger große Ohnmachtserfahrung erlitten haben – teils mit massivem Kontrollverlust. Dabei sollte allerdings nicht aus dem Blick geraten, dass sich Betroffene in ihren Wahrnehmungen und Gefühlen oft alles andere als sicher sind – wie sich an drei exemplarischen Gefühlszuständen verdeutlichen lässt: So tendieren die einen dazu, ihre extremen Gefühle von Wut, Angst oder Ohnmacht einzig mit ihrer vermeintlich erhöhten Sensibilität zu erklären und die Schuld vor allem bei sich selbst zu sehen.



Andere verfallen ins gegenteilige Extrem und schreiben der gemachten Erfahrung eine Qualität zu, die sie nicht hatte, was sie aber oft erst nach einiger Zeit selbst sehen können. Dritte wiederum sind einfach nur emotional taub und wirken wie abgeschaltet. Spätestens vor diesem Hintergrund dürfte also deutlich werden, weshalb die in nahezu allen Texten zu Definitionsmacht aufgestellte These keineswegs präzise ist, wonach Definitionsmacht impliziert, dass die Definition, wann eine Grenzüberschreitung stattgefunden habe, allein bei der betroffenen Person liege. Denn eine solche Definition ist in den meisten Fällen das Ergebnis eines längeren Auseinandersetzungsprozesses. Entsprechend steht zu Beginn von Unterstützungsgesprächen üblicherweise das Bedürfnis, bei der Sortierung der eigenen Gefühle, Gedanken und Wahrnehmungen unterstützt zu werden, unter anderem dahingehend, ob bzw. wie das aktuell Erlebte mit bereits gemachten Erfahrungen in der Vergangenheit korrespondiert. Praktisch bedeutet dies, dass in der Beratung bzw. Unterstützung von Betroffenen sexualisierter und anderer Gewalt Rückfragen geradezu zwingend sind – einschließlich der emotional gar nicht so einfach umzusetzenden Bereitschaft, sich auch auf problematisch anmutende Grau-

stufen, Ambivalenzen und Widersprüche einzulassen.

3. SANKTIONSMACHT ALS FOLGE VON DEFINITIONSMACHT

Aus den skizzierten Erfahrungen folgt zudem, dass Definitionsmacht auf keinen Fall gleichbedeutend damit sein sollte, der betroffenen Person die Entscheidung über etwaige Konsequenzen alleine aufzubürden, wie es ebenfalls immer wieder zu hören ist. Denn Betroffene sexualisierter, rassistischer und anderer Gewalt sind sich häufig völlig unsicher, was ihnen wirklich gut tun würde. Hierfür bedarf es meist längerer gemeinsamer Reflexionen, um entscheiden zu können, ob es darum geht (um nur drei denkbare Varianten zu benennen), mit dem_der Täter_in persönlich in eine Auseinandersetzung zu treten, ihn_sie durch andere konfrontieren zu lassen oder aber die Herstellung eines „Schutzraumes“ zu fordern (was im Gegenzug den Rückzug des_der Täters_in aus gemeinsam genutzten Räumen wie Politgruppen, Partys, WGs etc. bedeutet).

Hinzu kommt, dass es auch Wünsche bzw. Forderungen geben kann, die von Unterstützer_innen als nicht-passend empfunden werden – sei es, weil sie als politisch-ethisch fragwürdig, als unverhältnismäßig oder als selbstverletzend erscheinen

(letzteres ist zum Beispiel dann der Fall, wenn eine Frau aus dem Frauenhaus wieder zu ihrem gewalttätigen Partner zurückziehen möchte oder wenn eine Person zunächst auf Öffentlichmachung des Übergriffs drängt, sich danach aber extrem beschämt fühlt, wie es auch bei Talkshows im Fernsehen regelmäßig er Fall ist). Derart vorzugehen (also Rückfragen zu stellen und Einschätzungen zu formulieren), bedeutet keineswegs, der betroffenen Person weitere Ohnmachtserfahrungen zuzufügen, wie häufig suggeriert wird. Im Gegenteil: Gerade Menschen in emotional prekären, mitunter äußerst konflikthafter Lagen sind auf solidarisches Feedback angewiesen, vor allem dort, wo sie sich aus Sicht von Außenstehenden zu verrennen drohen.

4. KONFRONTATIVE TÄTERARBEIT

Definitionsmacht ist kein starres Schema F, sondern eine Art Handlungsleitfaden für ein hochgradig komplexes Geschehen mit vielen verschiedenen Akteuren. Insofern ist es in unseren Augen ein gravierender Fehler, wenn Initiativen wie die in Berlin bereits seit Jahren tätige Unterstützungsgruppe GAP („Gruppe Antisexistische Praxis“) in ihrem Text „Was tun, wenns brännt?“ davon spricht, dass es für sie „keine Priorität hat, dass der Täter klarkommt“, mehr noch,

„Täterdistanzierung und sein Ausschluss aus linken Räumen notwendiger Bestandteil antisexistischer Politik“ sei. Wer so spricht, kassiert nicht nur wertvolle Erfahrungen, wie sie etwa von der Camp-Ansprechgruppe in Köln und Fürth 2003 gemacht wurden (auch unter Beteiligung mehrerer an diesem Text beteiligter Personen), sondern verkennt grundlegende Erfordernisse, nicht zuletzt die beiden folgenden: Auf der einen Seite ist es wichtig, dass im Kontext von Definitionsmacht immer auch ein konkreter Umgang mit dem Täter stattfindet und er nicht einfach aus linken Zusammenhängen verschwindet.

Denn Strukturen ändern sich nur, wenn sich auch die Menschen ändern, und dafür ist es unerlässlich, dass von Anfang an Gespräche mit dem_der Täter_in darüber stattfinden, wie es nunmehr weitergehen soll (wobei aus unserer Sicht eine Mischung aus persönlicher Auseinandersetzung mit dem Umfeld und professioneller Unterstützung durch Therapeut_innen und/oder Beratungsstellen am sinnvollsten erscheint). Hinzu kommt, dass bestimmte Wünsche

der betroffenen Person nur umgesetzt werden können, wenn mit dem_der Täter_in ein funktionierender Kontakt besteht, beispielsweise wenn es um Klärungsgespräche gehen soll oder darum, eine Anzeige gegen den_die Täter_in zu machen und dem_der Betroffenen durch ein Geständnis extrem belastende Zeugenbefragungen vor Gericht zu ersparen, wie zum Beispiel bei zwei Jungen, die 2003 bei den NoLager-Aktionstagen in Fürth durch einen Aktivistin massive sexualisierte Gewalt erfahren haben. Auf der anderen Seite ist es in unseren Augen absolut zentral, dass Menschen, denen etwas vorgeworfen wird, das Recht erhalten, gehört zu werden bzw. ihre Sicht der Dinge darzulegen.

Dieses Recht stark zu machen, heißt allerdings nicht, die Definitionsmacht der betroffenen Person in irgendeiner Form einzuschränken. Denn es ist die absolute Ausnahme, dass eine Person fälschlicherweise als Täter_in beschuldigt wird. Insofern ist das Risiko, dass eine Person zu Unrecht kollektive Zusammenhänge verlassen muss, um ein vielfaches kleiner als die umgekehrte Gefahr, dass eine von einem sexistischen

oder einem anderen Übergriff betroffene Person zusätzliche Traumatisierungen erleidet, weil ihre Definitionsmacht relativiert wird (z.B. durch Hinterfragung ihrer Glaubwürdigkeit). Hieraus leitet sich auch ab, dass das Recht, gehört zu werden, nicht öffentlich ausgeübt werden darf, sondern nur im kleinen Rahmen, vorzugsweise im direkten Kontakt mit Menschen aus der Unterstützungsstruktur. Ausdrücklich erwähnt sei an dieser Stelle noch, dass das Recht, zu den Vorwürfen Stellung zu beziehen, seinerzeit vor allem von FlüchtlingsaktivistInnen aus afrikanischen Ländern wie Kamerun, Togo und Nigeria eingebracht wurde, also von Leuten, die oftmals am eigenen Leib erlebt haben, was Justizwillkür oder außergesetzliche Inhaftierungen oder Bestrafungen bedeuten – ob in ihren Herkunftsländern, auf der Flucht oder hierzulande im Rahmen des Asylverfahrens.

5. KEINE SANKTIONSMACHT OHNE KONKRETE BENENNUNG

Das in der Definitionsmacht angelegte Recht von Betroffenen, maßgeblich über den Um-



Bamako-Dakar-Karwane: Demo vor der französischen Botschaft in Bamako/Mali, 2011 [Bild: Tim Zülch]



Gedenkkundgebung in Erinnerung an die Toten der Festung Europa in Palermo, 2012 [Bild: Leona Goldstein]

gang mit Täter_innen zu bestimmen, ist ein starkes Instrument, insbesondere wenn über einen längeren Zeitraum die Aufrechterhaltung eines Schutzraumes gefordert wird. Insofern lehnen wir den in vielen Texten zur Definitionsmacht formulierten Grundsatz ausdrücklich ab, wonach keine Benennung des konkreten Vorwurfs erfolgen müsse.

Im Gegenteil: Zumindest gegenüber der_dem Täter_in sollte direkt oder über Dritte vermittelt werden, worum es tatsächlich geht – jedenfalls in den Grundzügen. Erstens als Voraussetzung dafür, dass das eben erwähnte Recht zur Stellungnahme wahrgenommen werden kann (auch damit etwaige Verwechslungen oder Falschbeschuldigungen frühzeitig erkennbar werden), zweitens um sich als Täter_in ernsthaft auseinanderzusetzen zu können (denn viele Täter_innen haben zu diesem Zeitpunkt kein adäquates Problembewusstsein), und drittens um zu vermeiden, dass der_die Täter_in und somit auch sein_ihr Umfeld zu spekulieren beginnt (häufig mit skandalisierendem Subtext), worin denn die Gewalt bestanden habe – eine Gefahr, die nicht

nur neue Verletzungen produzieren, sondern auch zur Delegitimierung von Definitionsmacht führen kann. Im Übrigen sind es auch bei dieser Frage insbesondere Flüchtlinge gewesen, die unter Bezugnahme auf die bereits erwähnten Erfahrungen mit Justiz- und anderer Willkür den genuin demokratischen Charakter von konkreter Benennung nachdrücklich hervorgehoben haben.

6. ERWEITERTER GEWALTBEGRIFF

Unter dem Schlagwort vom „erweiterten Gewaltbegriff“ wird schon seit längerem eine Ausweitung des Anwendungsbereichs von Definitionsmacht gefordert – stellvertretend zitiert sei etwa aus einem nach dem Nobordercamp in Köln zur Debatte gestellten Text: „Jedoch sind alle Aspekte menschlichen Seins 'verletzungsgefährdet'. Die Beschädigung jeder dieser Dimensionen ist (...) Gewalt und kann von der betroffenen Person als solche benannt werden. Das umfasst ebenso verbale Gewalt, Drohungen, Grenzverletzungen, die Ausübung von Zwang und Belästigung.“

Dieser Feststellung können wir uns grundsätzlich zwar anschließen, trotzdem sollten die Unterschiede zwischen sprachlichen, psychischen und körperlichen Gewalt- und/oder Diskriminierungserfahrungen auf keinen Fall verwischt werden. Denn sprachliche Diskriminierungen (wie z.B. unsensible Wortwahl, unreflektierte Äußerungen oder diskriminierend-dominantes Redeverhalten) gehen nicht in gleicher Weise mit Bedrohungs-, Angst- und Ohnmachtserfahrungen einher wie gewalttätige Übergriffe oder Grenzüberschreitungen – es sei denn (und dieser Zusatz ist wichtig), es handelt sich um aggressiv artikulierte Beleidigungen, Bedrohungen oder Herabwürdigungen, die ebenfalls als bedrohlich oder angst- bzw. ohnmachtserzeugend erlebt werden können.

Entsprechend fallen auch die Konsequenzen bei den Betroffenen unterschiedlich aus, vor allem was das Ausmaß der existentiellen Erschütterung bzw. Verunsicherung betrifft. Das aber heißt, dass in unseren Augen bei sprachlichen Diskriminierungen die mit Definitionsmacht eng verknüpfte Sanktionsmacht nicht greifen sollte – egal,

um welches Herrschaftsverhältnis es geht. Vielmehr sind in solchen Fällen andere Klärungsmechanismen gefragt – beispielsweise Klärungsgespräche unter Beteiligung Dritter oder schlichte Konfrontation ohne weitere Aussprache.

7. RETRAUMATISIERUNG & TRIGGER

Die hinsichtlich des erweiterten Gewaltbegriffs vorgenommenen Differenzierungen gelten auch für die in jüngerer Zeit stark diskutierten Phänomene von Retraumatisierung und Schlüsselreizen (sog. „Triggern“). Wie schwierig das Feld ist, lässt sich nicht zuletzt daran ablesen, dass als Trigger nicht nur abermalige Gewalterfahrungen oder kritikwürdige Verhaltensweisen wie unsensibles Sprechen, fahrlässiger Umgang mit Bildern oder ignoranten Fragen fungieren kann. Trigger können vielmehr auch bestimmte Körperformen oder Gerüche, ein Bart, ein einzelner Song oder bestimmte Automarken sein. Konkret äußert sich das darin, dass die getriggerte Person in einer objektiv ungefährlichen Situation im Hier und Jetzt ähnliche bzw. gleiche Gefühle und körperliche Empfindungen durchlebt wie in der traumatisierenden Situation selbst (beispielsweise bei einer Vergewaltigung, bei rassistischer Polizeigewalt, während einer Abschiebung oder während einer Brandkatastrophe).

Retraumatisierung bedeutet in diesem Sinne das Wiedererleben eines früheren Traumas mit subjektiv empfundener Bedrohung für Leib, Leben oder Seele, häufig mit überflutenden Gewaltbildern und dissoziativen Empfindungen (vgl. Infotext zu Traumata). Kurzum: Im Falle von triggerbedingt auftretenden Ohnmachts- und Verletzungsgefühlen (die im Übrigen ungleich seltener vorkommen, als es in vielen Debatten den Anschein hat) sollte das Konzept der Definitionsmacht ausschließlich unter der Bedingung greifen, dass auch der Schlüsselreiz selbst gewalttätig und somit angststiftend bzw. bedrohlich gewesen ist. Dabei dürfte klar sein, dass entsprechende Abgrenzungen nie hundertprozentig genau sind. Aber je respektvoller und konstruktiver solche Aushandlungs- bzw. Klärungsprozesse geführt werden (und das schließt konfron-

tatives Verhalten keineswegs aus), desto eher gelingt es, sich darüber zu verständigen, wie bestimmte Verhaltens- oder Vorgehensweisen einzuordnen sind.

8. GEMEINSAM VEREINBARE ECKPUNKTE

Definitionsmacht nimmt zwar seinen Ausgang von der individuellen Benennung, ist aber im Kern ein kollektives Konzept. Denn ohne Unterstützungsgruppe oder ein den die Täter_in zur Kooperation bewegendes bzw. drängendes Täter_innenumfeld bleiben Definitions- und Sanktionsmacht zahnlose Tiger. Vor diesem Hintergrund liegt es nahe, den Umgang mit sexualisierter, rassistischer und anderer Gewalt von Anfang an auf möglichst breite Füße zu stellen. Konkret scheint es hierfür hilfreich, wenn erstens in städtebezogenen Vollversammlungen oder bei größeren Projekten wie Camps schriftliche Konzepte gemeinsam beschlossen würden (noch bevor etwas passiert ist); wenn zweitens die in Unterstützungsstrukturen tätigen Personen mit Hilfe von Workshops, Erfahrungsaustausch und Supervision ein gewisses Know-How erwerben würden – samt Selbstachtsamkeitskompetenzen; wenn drittens eine Spezialisierung auf unterschiedliche Rollen wie Unterstützung der betroffenen Person, Umgang mit dem der Täter_in oder Kontakt zum Täter_innenumfeld erfolgen würden (was nicht zuletzt damit zu tun hat, dass Täter_innenkonfrontation und Unterstützung der Betroffenen von jeweils unterschiedlichen Personen umgesetzt werden sollten – es sei denn, von Betroffenenseite ist ein Direktkontakt gewünscht); und wenn viertens bei den entsprechenden Verantwortlichkeiten eine regelmäßige personelle Rotation stattfinden würde, einfach um die Entstehung autoritärer Machtroutinen zu vermeiden (denn es stellt eine enorme Machtfülle dar, wenn zum Beispiel ein Schutzraum explizit durchgesetzt wird).

9. RESPEKT & KONFRONTATIVE AUSEINANDERSETZUNG

Nur wenige Debatten innerhalb der bewegungsorientierten Linken verlaufen regelmäßig derart eskalativ wie die Frage des

richtigen Umgangs mit Definitionsmacht. Und das betrifft auch die Vorgehensweisen von diversen Unterstützungsstrukturen wie zum Beispiel die bereits erwähnte Gruppe GAP in Berlin, die gegenüber Personen, die als Täter_innen benannt wurden, nach übereinstimmenden Berichten äußerst dominant und respektlos, mitunter auch einschüchternd auftreten (bzw. dies lange getan haben). Begründet wird dies gemeinhin damit, dass 'klare Kante' die einzige Möglichkeit wäre, die Schutzbedürfnisse von Betroffenen angemessen durchzusetzen – ohne, dass die Gefahr neuer Traumatisierungen droht. Wir verstehen zwar das Argument, möchten aber ausdrücklich darauf hinweisen, dass dies nicht im geringsten unseren eigenen Erfahrungen entspricht: Denn gerade in aufgeladenen Situationen scheint uns respektvolles und umsichtiges Vorgehen die beste Garantie dafür zu sein, auch jene zu erreichen, die einer Auseinandersetzung eigentlich ablehnend gegenüberstehen (in der Regel Täter_innen und/oder das Täter_innenumfeld). Oder zugespitzt: Immer wieder haben wir in den letzten 12 Jahren in gemischt zusammengesetzten Netzwerken (insbesondere im NoLager-Netzwerk, bei Welcome to Europe und bei Afrique-Europe-Interact) die Erfahrung gemacht, dass respektvolles Auftreten kein Widerspruch, sondern Voraussetzung für das Gelingen kontroverser Auseinandersetzungen ist – ganz gleich, ob diese im Modus der Definitionsmacht oder unter Rückgriff auf andere Konfliktklärungsmechanismen erfolgen. ☉

NOLAGER BREMEN

⁽¹⁾ NOLAGER BREMEN IST IN GESCHLECHTLICHER UND ANDERER HINSICHT EINE GEMISCHTE GRUPPE. WIR VERFÜGEN NICHT ÜBER EIGENE FLUCHT-, MIGRATIONS- UND RASSISMUSERFAHRUNGEN, SIND ABER SEIT 2002 ÜBERWIEGEND IN GEMISCHTEN BÜNDNISSEN BZW. NETZWERKEN AKTIV – ZUNÄCHST IM RAHMEN DES NOLAGER-NETZWERKS (2002-2007), SEIT 2009 BEI AFRIQUE-EUROPE-INTERACT. DER UMGANG MIT SEXUALISierter UND ANDERER GEWALT BEGLEITET UNS SEIT ANFANG DER 1990ER JAHRE KONTINUIERLICH – TEILS PERSÖNLICH, TEILS POLITISCH, TEILS BERUFLICH.

Vertrauensvolle Beziehungen als Dreh- und Angelpunkt

TRAUMA, TRAUMATISIERUNG UND TRAUMA SKILLS

WAS MEINEN WIR, WENN WIR VON TRAUMATISIERUNG SPRECHEN?

Mit dem Wort "Trauma" wird im allgemeinen eine "Wunde" bezeichnet, die auf eine körperliche oder eine seelische Verletzung zurückgeht. Im psychologischen Sinne wird meistens von einer erschütternden Erfahrung ausgegangen, die unter bestimmten Umständen eine länger anhaltende Traumatisierung nach sich ziehen kann. Das kann nach einem schweren Autounfall sein, nach einem Erdbeben oder wenn plötzlich ein lieber Mensch stirbt. Hier beziehen wir uns aber vor allem auf Traumata, die durch von Menschen verantwortete Gewalt verursacht werden. Beispiele hierfür sind sexuelle oder körperliche Übergriffe, Erfahrungen mit Inhaftierung und Polizeigewalt, Kriegserlebnisse und auch Erfahrungen auf der Flucht, wie das Miterleben vom Sterben in der Wüste oder auf dem Meer.

MÖGLICHE REAKTIONEN NACH EINEM TRAUMA

'Wieder erleben des Erlebten': Dazu gehören Alpträume, Flashbacks, immer wiederkehrende Erinnerungen, das Gefühl, dass das Erlebte eine_n nicht mehr los lässt, etc.

'Vermeidung-/Verdrängungsverhalten' wie zum Beispiel: Erinnerungsverlust, erhöhter Alkohol-/ Drogenkonsum, Selbstisolierung, Vermeidung von allem, was mit dem Erlebten zu tun hat oder eine_n daran erinnert, etc.

'Übererregbarkeit' äußert sich als Schlaflosigkeit, Gereiztheit, Gefühls- und Wutausbrüche, Angst, Panik, Konzentrationsschwierigkeiten, Schreckhaftigkeit, etc.

Dies ist keine Checkliste, sondern eine Orientierungshilfe für Betroffene und Unterstützer_innen. Manche dieser Reaktionsweisen können nach-, nebeneinander oder auch gleichzeitig auftreten, manche aber auch überhaupt nicht. Für sich genommen sind das alles zunächst "normale" Reaktionen auf eine heftige Erfahrung, die aber dennoch das Leben erheblich erschweren können. Wenn sich diese auch nach ca. 6 Wochen nicht langsam abschwächen, ist es aus unserer Sicht notwendig, sich um eine erfahrene oder professionelle Begleitung zu kümmern.

GETRIGGERT-WERDEN

Für viele ist es auf Dauer sehr belastend, wenn sie durch bestimmte Schlüsselreize (Trigger) immer wieder neu in die Situation hinein katapultiert werden, so dass sie sich plötzlich wieder genauso ohnmächtig oder hilflos fühlen, wie in dem Moment, als ihnen die Gewalt angetan wurde. Ein solcher Trigger kann eine erneute Gewalterfahrung sein, aber auch etwas vergleichsweise harmloseres, wie z.B. eine Person, die mich an jemanden erinnert, ein Jahrestag, eine Musik, bestimmte Worte oder ein Geruch. Manche Trigger sind noch nicht einmal mir als der betroffenen Person selbst in ihrem Zusammenhang mit dem Trauma so recht klar und können auch von außen nicht erkannt oder von vornherein vermieden werden. Das macht das ganze kompliziert. Ein wichtiges Ziel im Heilungsprozess ist deshalb, immer besser zwischen Triggern und einer erneuten traumatisierenden Erfahrung unterscheiden zu können. So kann ich mir darüber immer besser klar werden, ob ich

gerade erneute Gewalt erlebe, oder es sich beim Getriggert-werden tatsächlich nur so anfühlt, als ob es hier und jetzt wieder passieren würde. Das macht mich letztlich selbstbestimmter und handlungsfähiger.

WAS KANN HELFEN?

Trotz allem: Eine Gewalterfahrung zieht nicht automatisch eine Traumatisierung nach sich. Es muss jeweils individuell geklärt werden, ob eine Person nach so einer Erfahrung Hilfe braucht, und wenn ja, auf welche Weise. Welche Unterstützung hilfreich ist, hängt u.a. auch davon ab, ob es sich um ein einzelnes belastendes Erlebnis handelt oder um eine ganze Reihe solcher Erfahrungen, ich also immer wieder neue Gewalt erlebe. Das wichtigste ist natürlich, alles dafür zu tun, dass die Gewalt gestoppt wird und neue Gewalterfahrungen nach Möglichkeit weniger wahrscheinlich werden. Dafür ist eine zentrale Voraussetzung, dass ich Leute an meiner Seite habe, die mir glauben, die nachvollziehen können, wie ich reagiere, die mich unterstützen, die mir zuhören. Das wichtigste für eine Heilung sind vertrauensvolle Beziehungen zu anderen Menschen!

Nicht allen Betroffenen ist klar, dass sie traumatisiert sind. Erläuterungen von häufigen Stressreaktionen und Traumatisierungsfolgen können manchen helfen, sich selbst besser zu verstehen. Viele finden es entlastend, wenn sie hören, dass ihre Reaktionen auch als "normale" Reaktionen auf "unnormale" Umstände verstanden werden können. Manche Traumatisierungen sind lange her. Vielleicht blieb mir damals nichts anderes übrig, als es kleiner zu machen als

es eigentlich war. Vielleicht habe ich heute auch gar keine Erinnerung mehr daran. Auch deshalb sind die Probleme, die aus einer traumatischen Erfahrung resultieren, häufig nicht so leicht in den Griff zu bekommen. Deshalb nehmen viele auch professionelle Hilfe in Anspruch.

Traumafolgen durch erlebte Gewalt sind ziemlich komplex und haben eine besondere Dynamik, was sich in den existierenden psychologischen oder medizinischen Diagnoseverfahren nur sehr bedingt wiederfindet. Und: Auch wenn sich die Symptome manchmal sehr ähneln, ein Autounfall ist nun mal etwas völlig anderes als eine in gesellschaftliche Gewaltverhältnisse eingebettete Vergewaltigung. Im schlechtesten Fall versuchen Therapeut_innen oder Berater_innen, anderen ihre eigene Sicht der Dinge überzustülpen oder reduzieren sogar die Gewalterfahrung auf die psychischen Folgen. Wenn aber gesellschaftliche und politische Entstehungsbedingungen einer Traumatisierung nicht zur Sprache kommen dürfen, dann fördert das aus unserer Sicht die Heilung nicht, sondern macht das Ganze zu einem Privatproblem, wie ich mich an die schlechten Bedingungen besser anpassen kann. Gerade für politische Aktivist_innen empfiehlt es sich also, nach einer_m wirklich geeigneten Therapeut_in zu suchen.

Wir finden, eine gute Traumatherapie geht davon aus, was die Betroffenen selbst aktuell als ihr Problem sehen, welche Schwierigkeiten es im Leben gibt und wie diese

gelöst werden können. Eine solche Therapie setzt an den Ressourcen der Unterstützung suchenden Person an und bemüht sich um einen Dialog auf Augenhöhe. Die meisten Betroffenen haben mehr oder weniger zielgerichtet selbst bestimmte Überlebensstrategien entwickelt. In einer Therapie kann ich lernen, diese bewusster einzusetzen. Selbstermächtigung und die Wiedergewinnung von Handlungsmacht sollten im Vordergrund stehen.

TIPPS ZUR SELBSTHILFE

Mehrere von uns haben zu verschiedenen Zeiten psychotherapeutische Hilfen in Form von ambulanter Therapie oder Klinikaufenthalten in Anspruch genommen. Aber Selbsthilfeansätze und eine praktische Unterstützung bei der Änderung von traumatisierenden Lebensverhältnissen finden wir trotzdem mindestens genauso wichtig. Wenn es zu einer Gewalterfahrung im politischen Rahmen kam, zum Beispiel auf einem Camp, kann auch schon die Sensibilisierung der anderen Teilnehmer_innen bei der Bewältigung helfen, wenn Betroffene dadurch merken: es wird etwas unternommen, damit dasselbe möglichst nicht noch mal passiert.

Es gibt viele Methoden zur Traumabewältigung, die ich auch ohne professionelle Unterstützung lernen kann, je nachdem, welche mir liegen. Die meisten sind ganz wesentlich aus den Strategien von Betroffenen selbst abgeleitet worden, wie zum Beispiel phantasiegestützte Übungen, die zur

Stabilisierung beitragen. Andere Methoden können dabei helfen, einen Umgang zu finden mit sich aufdrängenden Erinnerungen, Träumen /Alpträumen, Flashbacks. Praktische Alltagshilfen wie ein so genannter Notfallkoffer können in einer Krise Gutes bewirken. Viele haben auch die verschiedenen Formen von Körperarbeit für sich entdeckt, etwa Yoga oder Qigong. Jede Art der Einschlafunterstützung ist natürlich sinnvoll. Gute Erfahrungen haben wir außerdem noch mit Elementen aus der Energetischen Psychotherapie (Klopfen) oder der progressiven Muskelentspannung gemacht.

UNTERSTÜTZUNG ANBIETEN NACH TRAUMATISCHEN ERFAHRUNGEN

Wie gesagt, das wichtigste Element bei der Unterstützung von Menschen mit traumatisierenden Erfahrungen sind ihre Bezugspersonen. Aber oft und regelmäßig andere zu unterstützen, erfordert eine gewisse Geübtheit und angewandtes Wissen über Selbstfürsorge, damit ich das unbeschadet tun kann. Denn auch über den indirekten Kontakt mit Gewalt kann ich Schaden nehmen. Das Phänomen, dass auch Unterstützer_innen, die nicht bei der Gewaltsituation dabei waren, ähnliche Symptome ausbilden wie die direkt Betroffenen, wird auch sekundäre Traumatisierung genannt. Das ist ein wichtiges Thema für alle, die beruflich mit Trauma zu tun haben, aber besonders auch für Ansprechgruppen und awareness-Strukturen. ☉

NOLAGER BREMEN

Linkempfehlungen

Bezugsgruppenreader mit Tipps für die politische Praxis bei Aktionen

- www.aktionsnetzwerk.de/cms/images/stories/Material/demo1mal1/bezugsgruppenreader.pdf

Gedanken über gemeinschaftliche Hilfe in Fällen von intimer Gewalt

- <http://www.transformation.blogspot.de>

Informationen und Tipps auf Englisch und Französisch

- <https://www.activist-trauma.net>

Zu den psychischen Folgen von Repression und Gewalt

- <https://www.outofaction.net>



Spontane Kontaktaufnahme mit Insass_innen eines Flüchtlingsknastes in Moria auf Lesbos, 2013 [Bild: Welcome2Europe]

Wenn es den Wunsch gibt, gemeinsam weiterzugehen

ANTIRASSISMUS UND DIFFERENZ IN GEMISCHTEN ORGANISIERUNGSPROZESSEN

Oktober 2013, Lesbos, Griechenland:
Vor dem Militärgelände in der Nähe des Dorfes Moria, in dem sich der vor zwei Wochen eröffnete neue Flüchtlingsknast der Insel Lesbos verbirgt, steigen aus diversen Autos Menschen. Ihre Geschichte ist in unterschiedlicher Weise mit Protesten gegen Gefängnisse für Flüchtlinge verbunden. Viele von ihnen kennen sich aus den letzten Tagen von Pagani, dem berüchtigten ehemaligen Knast der Insel, der nach heftigen Protesten und Revolten 2009 geschlossen werden musste. Eine Kamera, hineingeworfen in das Gefängnis, hatte damals Bilder produziert, die um die Welt gingen^[1]. Manche haben die letzten

Tage von innen erlebt, ihre eigenen Zellen abgebrannt, die Erinnerungen an den Geruch verbrannter Matratzen noch in der Nase. Andere beteiligten sich an Protestaktionen während des Nobordercamps, an Dachbesetzungen und Demonstrationen. Aus den Begegnungen am Zaun wurden manchmal Freundschaften, über Grenzen und Jahre hinweg. Die Mauer, die das Militärgelände bei Moria umgibt, auf dem die neue Zaun- und Käfigkonstruktion mit Containern steht, ist zu hoch, um eine Kamera hineinzubringen oder von außen mit den Menschen drinnen zu kommunizieren. Aber das Tor zur Straße ist zufällig nicht verschlossen. Es gibt keinen Moment des Zögerns: alle gehen spontan

durch das Tor in das militärische Sperrgebiet hinein. Der jeweilige Aufenthaltsstatus ist in diesem Moment allen egal: es braucht keine weiteren Absprachen. Alle wollen mit eigenen Augen sehen und begreifen, was hinter dieser Mauer passiert – genau jetzt. Es dauert keine 30 Sekunden und durch den inneren Zaun wird in vielen Sprachen gesprochen. Die Menschen drinnen wollen keine Zäune und Mauern, sie wollen Freiheit und ihren Weg fortsetzen. Manche werden tatsächlich in den folgenden Tagen freigelassen. Einige haben die Verabredungen am Zaun wahrgemacht und sind wieder in Kontakt nach ihrer Ankunft in Frankfurt oder Stockholm. Viele andere sind zunächst in den großen Lagern auf dem griechischen Festland verschwunden, im schlimmsten Fall für 18 Monate in Abschiebehaft.

GEMEINSAME GRENZERFAHRUNGEN

Das spontane Go-In war Teil einer Reise zurück an die Grenze, organisiert von AktivistInnen mit und ohne eigene Fluchtgeschichte, die sich während des Nobordercamps 2009 auf der Insel Lesbos kennengelernt und gemeinsam das Netzwerk „Welcome to Europe“ aufgebaut haben. Viele der Jugendlichen und jungen Erwachsenen, inzwischen mit gesichertem Aufenthalt in Deutschland und Schweden, haben sich zudem über „Jugendliche ohne Grenzen“^[2] selbst organisiert. Im Oktober 2013 reisten sie zurück an den Ort ihrer ersten Ankunft in der EU, mit dem erklärten Ziel, den Neuankommenden Mut zu machen und weiterzugeben, was sie selbst auf ihrer eigenen Reise an Solidarität erfahren hatten. Diese Reise zurück an die EU-Außengrenze in gemischter Zusammensetzung markiert einen neuen Schritt in Sachen gemeinsamer Organisation. Alle, die dabei waren, sagen es war eine – im doppelten Sinn – einmalige Grenzerfahrung: voller teils erschütternder Erinnerungen, vor allem bei einer Trauerfeier für die Toten dieser Grenze. Aber auch eine neue, berührende Qualität des zusammen kämpfens mit extrem unterschiedlichen Ausgangsbedingungen. Dem Go-In in dem neuen mit EU-Geldern errichteten „Pagani der Troika“ gingen gemeinsame Plena voraus, bei denen die gerade Freigelassenen die

Notwendigkeit betonten, dieses Gefängnis abzuschaffen und alle sich, mit der Erfahrung der Schließung von Pagani im Gepäck, entschieden einig waren, auch den neuen Knast zu schließen.

Die Begegnungen auf dieser Reise mit den Neuankommenden waren keine einfache Wiederholung der gemeinsamen Erfahrung von 2009, als im Verlauf des Nobordercamps ein Zirkuszelt am Hafen von Mitilini, der Infopoint^[3], die Neuankommenden beherbergte. Es war eine neue Konstellation, in von Anfang an gemischter Zusammensetzung und mit vielfältigen Querverbindungen. Eine gewachsene Vertrauensbasis ermöglichte einen intensivierten Umgang, ein sozial-politisches Miteinander, das spürbar die Kraft gewinnen kann, Differenz zwar nicht aufzulösen, aber doch gemeinsames möglich zu machen. Alte Kategorien gerieten auch dadurch in Bewegung, dass gleichzeitig neue Gefälle auftauchten. Auf die Reise begegneten sich Freunde, die gemeinsam nach Griechenland gekommen waren, deren Wege sich aber getrennt hatten. Die einen waren mit neuem Selbstbewusstsein auf diese Reise zurück gegangen, die anderen gezeichnet von vier harten Jahren, in denen sie es nicht raus geschafft hatten. Das erzeugte eine Achterbahn der Gefühle bei allen Beteiligten zwischen tiefer Traurigkeit und Trost. In welcher Zusammensetzung hätte sich die Kette der Empathie überzeugender entfalten können?

Die gemischte Zusammensetzung der Gruppe führte immer wieder zu entsprechend produktivem Chaos. Bezeichnend ist eine Situation um 4 Uhr morgens, als ein junger Afghane, der inzwischen in Schweden lebt, und sein neuer marokkanischer Freund, der über den Hungerstreik der 300^[4] in 2011 in Kontakt gekommen ist und nun zwei sudanesischen Freunde aus der Willkommensinsel-Wohnung in Athen^[5] nach Lesbos begleitet, auf die Uhr schauen: „Oh Mist, uns bleiben nicht mehr viele Stunden, bis wir morgen fahren und wir müssen uns beeilen, uns unser Leben zu Ende zu erzählen.“ Das spricht nicht nur Bände über verrückte Freundschaften, sondern lässt auch ein Problem bezüglich des Tempos erahnen, das uns permanent be-

gleitet. Es laufen so viele Streifen parallel wie Menschen beteiligt sind. Häufig kommt es zu Missverständnissen, die Zeit brauchen, um sich aufzuklären. Dann kreist plötzlich alles um die Frage von Respekt und was als respektlos empfunden wird. Manchmal ist es schier zum Verzweifeln, wie schnell Konflikte entstehen und wie viel an zwischenmenschlicher Zuwendung es braucht, damit alle weiter dabei sind und keine/r in die Erstarrung gerät und abgehängt wird. Misstrauen und Stressniveau sind aufgrund der vielen traumatisierenden Vorerfahrungen hoch und Angst bestimmt manchmal die Atmosphäre. Wenn das passiert, geraten die Beteiligten leicht an ihre Grenzen und aus Überforderung werden neue Konflikte produziert. Der große Gewinn in diesen gemeinsamen Organisationsprozessen ist ein hohes Maß an Spontaneität und Neugier – und dadurch geht es dann doch immer wieder weiter.

WELCOME TO EUROPE

Diejenigen, die keine eigene Fluchtgeschichte haben, sind in diesem Prozess nicht einfach UnterstützerInnen, sie haben eigene Positionen und eine eigene Geschichte. Bereits 2009 gab es Gespräche am Infopoint, in denen die besonderen Herausforderungen von gerade neu Angekommenen klar benannt wurden: „Be careful“ they said when some of us started crying, “You are not used to war and a life like that, stop listening if you can’t stand it anymore. Take care of yourself. We need people like you being our voices as long as we have to stay hidden.” In der jetzigen Konstellation hat sich zwar eine Vielfalt von Stimmen entwickelt und erfahrene AktivistInnen gibt es mit verschiedensten Hintergründen. Dennoch betonen alle Beteiligten, wie wichtig es ist, in diesem Kampf auch auf AktivistInnen mit europäischem Hintergrund zu treffen, die sich eindeutig solidarisch positionieren. Inzwischen sind für viele von ihnen Krieg und Entrechtung zwar nicht zur eigenen Erfahrung, aber dennoch zum Teil gemeinsam gelebten Alltags geworden. Bei aller Erfahrung bleibt es aber schwer aushaltbar, wenn FreundInnen über viele Monate im Knast verschwinden, einfach weil sie eine

Reise antreten oder um Angehörige trauern, die gerade einem Bombenanschlag in Pakistan oder im Sudan zum Opfer gefallen sind. Und insbesondere der Schmerz in den Begegnungen mit Angehörigen Verschwundener oder an der Grenze ums Leben gekommener ist nur begrenzt zu ertragen. Bei jedem Anruf aus dem Gefängnis, bei verzweifelten Hilferufen aus verschneiten Wäldern oder von weinenden Angehörigen, die nach an der Grenze verlorenen Liebsten suchen, haben sie gemeinsam über die Jahre schmerzlich lernen müssen, dass es nicht gelingen kann, alle zu begleiten und manchmal zum Beispiel nur an den Suchdienst des Roten Kreuzes verwiesen werden kann. An Orten, wo das Leid sehr groß ist, kann die Entscheidung, wer unterstützt wird und - da der Tag nur 24 Stunden hat - zugleich zu entscheiden, wer nicht, zum echten Problem werden. Die Belegung der Willkommensinsel, einer kleinen Wohnung in Athen, ist nur nach subjektiven Kriterien möglich – denn sie ist nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Bei diesen Entscheidungen hilft die Devise, sich an denjenigen zu orientieren, die ihrerseits unverzichtbar für andere sind, weil sie sich solidarisch verhalten. Das läuft dennoch nicht konfliktfrei ab. Immer wieder gibt es Auseinandersetzungen um Ungerechtigkeiten im Ausmaß der Unterstützung für einzelne. Dabei ist es zur Verständigung wichtig, auch zu der Subjektivität zu stehen: „Wir tun, was wir tun, auch aus Sympathie und Freundschaft, wir sind nicht objektiv.“ Enttäuschungen sind hierbei an der Tagesordnung – manchmal mit verletzenden Folgen.

Wenn es den Wunsch gibt, gemeinsam weiterzugehen, ist es dennoch in den allermeisten Fällen möglich, sich gegenseitig zu erklären. Manchmal gelingt das erst nach wochenlanger Sendepause, aber irgendwann kann in aller Regel gesprochen werden. Denn aus der subjektiven geteilten Sehnsucht nach dem „Überwinden der Grenzen, die uns trennen“, jeden Tag aufs Neue, ist auch etwas anderes, vorsichtig respektvolles entstanden: “They did nice things here in this gathering for the refugees. And great parties! During these parties I could not do anything but say thank you. And my thoughts cannot

collect all the ideas and my pen cannot show all the good things that I found here. Welcome to my heart when you told me ‘welcome in Europe.’”^[6] Es mag sich für manche europäischen AktivistInnen befremdlich anhören: wir sind gemeinsam angekommen in einer neuen Kultur des Dankesagens. Es gab während der Reise in Mitilini ein über zweistündiges von allen für wichtig erachtetes Abschiedsplenum in dem ausschließlich gegenseitige Danksagungen und Respektbezeugungen ausgesprochen wurden. Darin schimmert ein Niveau von Grundrespekt und Achtung im Umgang miteinander auf, das tragfähig sein kann in allen weiteren Konflikten, die mit Sicherheit kommen. Die Geschichte von Welcome to Europe begann erst 2009, mit dem Nobordercamp auf Lesbos, als 500 AktivistInnen aus Europa auf hunderte von gerade angelandeten Flüchtlingen und MigrantInnen trafen - und es in der Erfahrung der Nobordercamps in vielleicht einzigartiger Weise gelang, vielfältige direkte und nachhaltige Verbindungen zwischen diesen so unterschiedlichen Welten herzustellen.

SELEKTIVER ZEITRAFFER

Knapp 20 Jahre hatte damals das, was im weiteren Text als antirassistische Bewegung^[7] bezeichnet wird, schon auf dem Buckel. Im selektiven Zeitraffer: Anfang der 90er Jahre starteten mehrheitlich weiss-deutsche AktivistInnen erste bundesweite Treffen und Kampagnen gegen Lager und Abschiebungen, die auch nach der faktischen Abschaffung des Asylrechts 1993 fortgesetzt wurden. Dabei waren Flüchtlingsproteste oder auch Revolten in Abschiebeknästen von Beginn an ein zentraler Bezugspunkt, auch wenn die Selbstorganisation der Betroffenen nur bedingt Kontinuität aufwies und eher entlang der ethnischen Communities Gestalt annahm. Die Entkriminalisierung der Sans Papiers und das Recht auf Rechte hat die 1997 gegründete Initiative kein mensch ist illegal zwar offensiv zum Programm erklärt. Doch es blieb ebenfalls ein weitgehend weiss-deutsches Unterstützungsnetzwerk, das sich die „Flankierung der Selbstorganisation“ auf die Fahnen geschrieben hatte und in dem die Frage der Differenz und

des eigenen Paternalismus durchaus reflektiert wurde^[8]. 1998 entsteht mit der Karawane für die Rechte der Flüchtlinge und MigrantInnen eine erste community-übergreifende bundesweite Selbstorganisation, an der auch die von vor allem afrikanischen Flüchtlingen getragene Gruppe The Voice beteiligt ist. Noch im gleichen Jahr initiiert kein mensch ist illegal bei Görlitz ein erstes Nobordercamp als neue Protestform gegen das Grenzregime. Im Rahmen weiterer Camps an der Ostgrenze und 2001 am Frankfurter Flughafen entwickeln sich verstärkte Debatten mit Betroffenen und Selbstorganisierten, die für 2002 zu der Entscheidung führen, das fünfte Nobordercamp in Jena durchzuführen. Der Vorschlag, damit den Schwerpunkt auf die „inneren Grenzen“ der Lager und Residenzpflicht zu legen, kam von der Selbstorganisation The Voice.

EXTRAMEETINGS ZUR DISKUSSION VON DIFFERENZ

Es war in einem Vorbereitungstreffen für dieses Nobordercamp in Jena im Sommer 2002, als die Frage zur Sprache kam, wer von den Beteiligten sich was für die weitere Perspektive und mögliche Folgeprojekte vorstellt. In der Runde markierten schließlich zwei Statements die völlig unterschiedlichen Ausgangspositionen: während ein weiss-deutscher Aktivist sein weiteres Engagement von noch offenen, selbst zu bestimmenden Entscheidungen über sein Studium abhängig machte, beschrieb ein Flüchtlingsaktivist seine persönliche Abschiebegefahr und die damit verbundene fremdbestimmte Unsicherheit, sich in einigen Monaten überhaupt noch in Deutschland zu befinden. Die Kluft konnte kaum größer sein, doch das gegenseitige Interesse, eine intensivere Kommunikation über diese Differenz zu (ver)suchen, überwog und leitete eine Serie sogenannter Extrameetings ein. Denn es ging darum, sich „zusätzlich zu den von Zeit- und Organisationsdruck geprägten Grenzcamp-Vorbereitungstreffen zusammensetzen. Ziel war (und ist) es, die durch Rassismus und unterschiedliche Erfahrungshorizonte geschaffenen Differenzen (hinsichtlich politischer Strategien, thematischer Schwerpunktsetzungen, konkreter Interessen, iden-

titärer Selbstverständnisse, etc.) zu benennen und ggf. ausdiskutieren. Langfristig ginge es, so die programmatische Formulierung einiger Extrameeting-AktivistInnen, um die Herausbildung eines gemeinsamen, wenn auch stets gebrochenen sowie flüssig gehaltenen WIR's, die Rede war gar von (transidentitärer) Hybridisierung.“

Im Laufe dieser gemischten Treffen gelangen immer wieder beachtliche offene Aussprachen, getragen davon, sich gegenseitig besser verstehen und voneinander lernen zu wollen. Ein Beispiel aus einer Zusammenfassung: „Für einige Flüchtlinge besteht Ungewissheit deshalb, weil weiße Deutsche ihre antirassistische Motivation jederzeit ablegen können, um sich dem Privatleben, dem Geldverdienen oder anderen Politikfeldern zuzuwenden. Demgegenüber urteilen einige weiße Deutsche von ihrem Standpunkt aus, dass einige der Flüchtlinge nur solange an antirassistischer Arbeit interessiert sind, bis ihr eigener Status gesichert ist und sie sich danach ins sog. Normal-Leben einfinden können.“ In Extrameetings wurden über mehrere Jahre nicht allein die unterschiedlichen Ausgangspositionen zur Sprache gebracht, sondern auch polarisierte inhaltliche Fragen diskutierbar gemacht: von der komplexen Situation in Palästina und Israel bis zu Debatten um die „Autonomie der Migration“^[9].

Ein Schwerpunkt der Auseinandersetzungen, auf diskursiver wie auch auf praktischer Ebene, war immer wieder das Verhältnis von Sexismus und Rassismus. Auf dem antirassistischen Grenzcamp in Jena war es zu einem schwerwiegenden sexistischen Übergriff gekommen. Im Zuge der daraus resultierenden Auseinandersetzungen in einer sehr gemischten Zusammensetzung schlugen die Wogen hoch. Dass es in der Nachbereitung gelang, sich auch Fehler zuzugestehen und sich intensiv darüber auszutauschen, welche Verletzungen und Überforderungen eine Rolle gespielt hatten, war vor allem dem entschiedenen Willen zu verdanken, gemeinsam kämpfen zu wollen, mit und trotz der Differenzen in komplexen Herrschaftsverhältnissen. Daraus resultierte die Installation von Ansprechgruppen für

sexualisierte Übergriffe^[10] als integraler Bestandteil von größeren Aktionscamps.

Schließlich wäre ein ganzer Zyklus antirassistischer Kampagnen, nämlich der No-Lager-Touren von 2003 bis 2007^[11], ohne Extrameetings kaum vorstellbar gewesen. Vielmehr entwickelte sich erst mit dieser gemischten Auseinandersetzung die Grundlage für zahlreiche Proteste und Aktionen in und gegen die Lager, die ihrerseits einen weiteren Schub von Selbstorganisation sowie gemischten Projekten zur Folge hatten.

KARAWANEPROJEKT WESTAFRIKA UND AFRIQUE-EUROPE-INTERACT

Der Vorschlag für ein Karawaneprojekt in Westafrika entstand ebenfalls in Lesvos 2009, als AktivistInnen aus Mauretanien und Mali als Delegierte zum Nobordercamp eingeladen waren. Ihre Frage: Warum nicht in Zukunft ein größeres (Noborder)Projekt in Westafrika organisieren? Auch um Frontex und die Externalisierung des EU-Grenzregime in dieser Region zu thematisieren. Wäre das geplante Weltsozialforum in Dakar in 2011 nicht ein möglicher Anlass? Von der fixen Idee bis zur tatsächlichen Umsetzung einer Karawane mit fünf Bussen von Bamako nach Dakar und zur Gründung des Netzwerks Afrique-Europe-Interact waren 1 ½ Jahre harte Arbeit angesagt. Bereits in der Vorbereitung und noch stärker in der Realisierung mit 250 Personen in gemischter Zusammensetzung wurde die zentrale Herausforderung an ein solches Projekt in aller Schärfe deutlich: Wie lässt sich trotz und mit dem unglaublichen Ressourcengefälle in einem der ärmsten Länder der Welt auf Augenhöhe zusammen arbeiten? Wie umgehen mit einer Situation, in der selbst an der Karawane Beteiligte nicht genug zum Essen haben? In der Abgeschoebene, aus Mali oder erst recht als TransitmigrantInnen aus anderen Ländern, täglich ums bare Überleben kämpfen? Und wo Prekarität eine im Vergleich zur hiesigen Situation ungleich existenziellere Bedeutung hat? Lassen sich solche Differenzen in einem vermeintlich gemeinsamen politischen Projekt jemals überbrücken?

Das Karawaneprojekt mag für viele zunächst ein Zusammenprall von Welten ge-

wesen sein, doch es war ein Anfang. Ein Zusammenkommen, ein Austausch – nicht auf kleiner Delegationsbasis – sondern im direkten unmittelbaren Kontakte zwischen Vielen. Und noch in der Vorbereitung wurden gemeinsame richtungweisende Vorentscheidungen getroffen: Dass es um eine Doppelforderung gehen muss, um Bewegungsfreiheit UND gerechte Entwicklung, um das Recht zu gehen UND um das Recht zu bleiben. Dass damit auch die Hintergründe für Flucht und Migration immer ein Thema bleiben, die neokolonialen Dominanz- und Ausbeutungsverhältnisse, die die Differenz, die das Gefälle maßgeblich bestimmen und die in gemeinsamer Interaktion auf beiden Seiten der Kontinente zu bekämpfen sind: Afrique-Europe-Interact! Dieser transnationale Ansatz hat sich in den vergangenen drei Jahren verstetigt, nicht allein mit Projekten in Mali sondern auch mit Aktivitäten in Tunesien und in Togo^[12].

HERAUSFORDERUNGEN UND AUSBLICKE

In vielen Gesprächen über die hier skizzierten Erfahrungen lässt sich feststellen, dass sich Differenz und Paternalismus nicht einfach überwinden lassen, genauso wenig wie das Grenzregime in den 20 Jahren, die den Erfahrungshintergrund dieses Textes bilden, bislang abgeschafft worden wäre. Viele der Fragen aus den Extrameetings vor 10 Jahren stellen sich in den heutigen Versuchen gemischter und transnationaler Organisation unverändert. Doch die aktuellen Dynamiken selbstorganisierter Flüchtlingsproteste wie z.B. der Gruppe „Lampedusa in Hamburg“ profitieren von der Kontinuität vorausgegangener Proteste – so unter anderem von der Unterstützung durch die „Karawane für die Rechte der Flüchtlinge und MigrantInnen“^[13], die inzwischen auf eine über 15jährige Geschichte zurückblicken und die Erfahrungen aus diesen langjährigen transnationalen Organisationsprozessen mitbringen und vermitteln.

Vieles hat sich auf der sozialen Ebene manchmal fast unbemerkt verändert. In den europäischen Gesellschaften wird ein dramatisches Gefälle der Entrechtung zugleich kontrastiert mit einem nicht mehr

zurückzudrehenden Grundgefühl des Angekommen-Seins. Spürbar ist das auch in den gemeinsamen Protesten auf der Strasse, im selbstverständlichen Nebeneinander. Aktuelles Beispiel: die massiven Kämpfe im Oktober 2013 tausender SchülerInnen in Frankreich gegen die Abschiebung der 15jährigen Leonarda in den Kosovo, die aus einem Schulbus heraus zur Abschiebung gezerzt wurde. Die Bilder dieser SchülerInnen-Demonstrationen sprechen eine eigene Sprache: hier protestieren junge Menschen in Europa, es erscheint schon fast egal, ob ihre Eltern eine Migrationsgeschichte haben oder nicht. In der ersten Reihe in der Konfrontation mit der Polizei stehen alle gemeinsam. Dieser Protest hat den Paternalismus hinter sich gelassen und stellt generell klar: sie alle wollen nicht in einer Gesellschaft leben, in der MitschülerInnen mit Gewalt in Länder verfrachtet werden, in denen sie sich nicht zu Hause fühlen. Alle, die hier sind, sind von hier.

Netzwerkprojekte wie „Welcome to Europe“ und „Afrique-Europe-Interact“ sind - vor diesem Hintergrund - nicht mehr und nicht weniger als Suchprozesse zur Entwicklung transnationaler Solidarität in gemischter Organisation. Bei genauerer Betrachtung symbolisieren vielleicht am ehesten die entstandenen Freundschaften allen Unterschieden zum Trotz die bereits vollzogenen Veränderungen. Wenn wir die Bilder der französischen SchülerInnen im Anti-Abschiebeprotest und die Bilder der Aktivitäten in Bamako oder Mitilini nebeneinanderlegen, dann wird jedenfalls eines auf den ersten Blick klar: gemeinsame Organisation mit extrem verschiedenen Ausgangsbedingungen ist kein exotisches Phänomen mehr. Wir haben längst begonnen, zusammen Alltag zu gestalten. ○

MARION BAYER & HAGEN KOPP, KEIN MENSCH IST ILLEGAL HANAU

^[1] DAS VIDEO „VOICES OF PAGANI“ WURDE VON INHAFTIERTEN MINDERJÄHRIGEN FLÜCHTLINGEN SELBST GEDREHT, DIE KAMERA BEI EINER NÄCHSTEN BEGEGNUNG WIEDER NACH DRAUSSEN GEWORFEN: [HTTP://W2EU.NET/2009/08/20/VOICES-FROM-THE-INSIDE-OF-PAGANI-DETENTION-CENTRE/](http://w2eu.net/2009/08/20/voices-from-the-inside-of-pagani-detention-centre/)

^[2] JUGENDLICHE OHNE GRENZEN (JOG) IST EIN 2005 IN DEUTSCHLAND GEGRÜNDETES NETZWERK JUGENDLICHER FLÜCHTLINGE, SIEHE AUCH: [HTTP://JOGSPACE.NET/ABOUT/](http://jogspace.net/about/)

^[3] EINE AUSFÜHRLICHE DOKUMENTATION DER TAGE DES INFOPOINTS 2009 IN MITILINI FINDET SICH IN DER ENGLISCHSPRACHIGEN BROSCHÜRE „INFOPOINT DURING NOBORDER LESVOS 2009“: [HTTP://W2EU.NET/FILES/2010/03/INFOPOINT.PDF](http://w2eu.net/files/2010/03/infopoint.pdf)

^[4] IM MÄRZ 2011 ENDETE EIN 44 TAGE ANDAUERENDER HUNGERSTREIK VON ZUMEIST MAROKKANISCHEN PAPIERLOSEN IN ATHEN UND THESSALONIKI MIT DEM VORÜBERGEHENDEN GEWINN VON PAPIEREN, DIE SOWOHL ARBEITSERLAUBNISSE ALS AUCH DIE EIN- UND AUSREISE NACH MAROKKO UND ZURÜCK BEINHALTETEN. EIN VIELER IN GRIECHENLAND FÜR UNMÖGLICH GEHALTENER TEILSIEG EINES MASSIVEN PROTESTES: [HTTP://W2EU.NET/CATEGORY/HUNGERSTRIKE300](http://w2eu.net/category/hungerstrike300)

^[5] DIE WILLKOMMENSINSEL IST EINE NOTWOHNUNG DES NETZWERKS „WELCOME TO EUROPE“ IN ATHEN, IN DER BISLANG IN WECHSELNDER KONSTELLATION FLÜCHTLINGE AUS DEM SUDAN LEBTEN. WEITERE INFORMATIONEN FINDEN SICH HIER: [HTTP://WOHNSCHIFFPROJEKT.BLOGSPORT.EU/WILLKOMMENSINSELN/KONZEPT/](http://wohnschiffprojekt.blogspot.eu/willkommensinseln/konzept/)

^[6] NOUR NAWAR, EIN FLÜCHTLING AUS DEM SUDAN, KAM AUS ATHEN FÜR DIE ZUSAMMENKUNFT NACH MITILINI. SEIN ARABISCHER TEXT IST IN ENGLISCHER ÜBERSETZUNG AUF DEM BLOG „BIRDSOFIMMIGRANTS“ NACHZULESEN, AUF DEM AUCH DIVERSE WEITERE TEXTE ZU FINDEN SIND, DIE WÄHREND DER REISE NACH MITILINI IM OKTOBER 2013 ENTSTANDEN: [HTTP://BIRDSOFIMMIGRANTS.JOGSPACE.NET/2013/10/15/MY-FIRST-TIME-IN-MYTILINI/](http://birdsofimmigrants.jogspace.net/2013/10/15/my-first-time-in-mytilini/)

^[7] BEZUGSPUNKT IST DIE „AUTONOME“ ANTI-RASSISTISCHE BEWEGUNG, DIE SICH AB 1991 BUNDESWEIT KONSTITUIERTE, UND ES SOLL MITNICHTEN IGNORIERT WERDEN, DASS ES BEREITS IN DEN 1970ER UND 80ER JAHREN BEWEGUNGEN UND ORGANISIERUNGEN GAB, DIE ANTI-RASSISTISCH AGIERTEN (OHNE SICH UNBEDINGT SO ZU NENNEN).

^[8] CROSS THE BORDER (HRSG.) (1999): KEIN MENSCH IST ILLEGAL. EIN HANDBUCH ZU EINER KAMPAGNE.

^[9] SIEHE U.A. DAS STREITGESPRÄCH: „KEINE ROMANISIERUNG BITTE“, [HTTP://THECARAVAN.ORG/NODE/19](http://thecaravan.org/node/19)

^[10] TEXT VON 2003 ZUR VORGESCHICHTE DER ANSPRECHGRUPPE WÄHREND DER ANTI-LAGER-ACTION-TOUR: [HTTP://DE.INDYMEDIA.ORG/2004/09/92300.SHTML](http://de.indymedia.org/2004/09/92300.shtml)

^[11] VIELE TEXTE ZU DEN ANTI-LAGER-ACTION-TOUREN UND -AKTIONEN ZWISCHEN 2003 UND 2007 FINDEN SICH AUF DER ARCHIV-SEITE DES NOLAGER-NETZWERKS: [HTTP://WWW.NOLAGER.DE/BLOG/NODE/72](http://www.nolager.de/blog/node/72)

^[12] VIELE WEITERFÜHRENDE TEXTE UND INFORMATIONEN FINDEN SICH AUF DER WEBSEITE VON „AFRIQUE-EUROPE-INTERACT“: [HTTP://WWW.AFRIQUE-EUROPE-INTERACT.NET](http://www.afrique-europe-interact.net)

^[13] WEBSEITE DER KARAWANE FÜR DIE RECHTE DER FLÜCHTLINGE UND MIGRANTINNEN: [HTTP://THECARAVAN.ORG](http://thecaravan.org)

Critical Whiteness als Katalysator

ERFAHRUNGEN AUS TRANSIDENTITÄREN UND TRANSNATIONALEN ORGANISIERUNGSPROZESSEN

Vorbemerkung von *transact*: Dieser Text ist die leicht gekürzte Fassung eines Artikels, der im Anschluss an das Nobordercamp in Köln (2012) unter anderer Überschrift in der Zeitschrift *Phase 2* erschienen ist⁽¹⁾. Dass wir ihn in dieser Broschüre erneut abdrucken, hat jedoch nicht damit zu tun (wie in unserer Einleitung ausgeführt), dass wir die Kölner Debatten bruchlos fortsetzen wollten. Nein, wichtiger ist uns, dass der Text unter Rückgriff auf praktische Erfahrungen in transidentitären und transnationalen Organisationsprozessen (*NoLager*-Netzwerk, *Afrique-Europe-Interact* und *Welcome to Europe*) ein Verständnis von *critical whiteness* entwirft, in dessen Zentrum die Frage steht, wie auf produktive Weise in heterogen zusammengesetzten Netzwerken mit ungleichen Ausgangsbedingungen, Privilegien und Dominanzen umgegangen werden kann.

RÜCKBLICK

2003 zerbrach in Köln der 1998 gestartete Zyklus antirassistischer Grenzcamp an massiven Konflikten innerhalb des Vorbereitungskreises. Stein des Anstoßes war vor allem die Frage, inwiefern linker Antirassismus immer schon, zumindest von deutsch-weißer Seite aus, als gemischte bzw. transidentitäre Kooperation angegangen werden müsse – eine Forderung, die im Kontext der Grenzcamp vor allem gemischt 'Flüchtlinge/Nicht-Flüchtlinge' bedeutete. Und doch: Bei aller Konfliktualität entpuppten sich die damaligen Auseinandersetzungen als ausgesprochen produktiv, entsprechend sind in den Folgejahren zahlreiche transidentitäre Projekte wie zum Beispiel das überregionale *NoLager*-Netzwerk (2002-

2007) oder seit 2009 die beiden transnational verankerten Netzwerke *Welcome to Europe* und *Afrique-Europe-Interact* entstanden. Unter Schlagworten wie „Hybridität“ oder „transidentitäre Organisation“ kreisten die internen Debatten immer wieder um die Frage, wie egalitäre Zusammenarbeit unter mehr oder weniger ungleichen Ausgangsbedingungen überhaupt aussehen könnte.

Als wichtiger Stichwortgeber fungierte dabei von Anfang an das ursprünglich aus den USA importierte *critical whiteness*-Konzept, wonach in der wissenschaftlichen, künstlerischen und politischen Auseinandersetzung mit Rassismus nicht nur die Entrechtung Schwarzer oder anderer von Rassismus Betroffener, sondern auch die Kritik an weißer Vorherrschaft und der damit verknüpften Privilegien eine zentrale Rolle spielen müsse. Um so unverständlicher, ja grotesker war es, was sich beim diesjährigen Noborder-Camp in Köln zugetragen hat, übrigens auf der gleichen Wiese wie bereits 9 Jahre zuvor. Denn wieder ist es zu Zerwürfnissen gekommen, diesmal hingegen unter umgekehrten Vorzeichen: Jetzt stellten nicht weiße bzw. autonome Zusammenhänge die Kooperation mit selbstorganisierten Flüchtlingsgruppen in Frage.

Vielmehr ist es durch diverse PoC- (People of Colour-) und weiße AktivistInnen zur autoritären und identitätspolitischen Aufladung von *critical whiteness* gekommen. Im Zentrum stand die offensiv artikulierte Kritik an tatsächlichen oder vermeintlichen Rassismen und Dominanzen seitens weißer Campteilnehmer_innen, allerdings in derart rabiater Manier, dass sich – wie schon 2003 – insbesondere zahlreiche Flüchtlingsakti-

vist_innen mit ihren politischen Anliegen ins diskursive Abseits gedrängt sahen.

Einige Beispiele: Bereits am dritten Tag des Camps wurde ein völliges Alkohol- und Drogenverbot gefordert, vorgeblich um die Sicherheit nicht-weißer Teilnehmer_innen zu gewährleisten. Des Weiteren erhielten weiße Dreadlock-Träger_innen per Zettelchen die Aufforderung, ihre Haare wegen sogenanntem „Kulturkannibalismus“ abzuschneiden. Ebenfalls energisch ist gegen unliebsame Begrifflichkeiten vorgegangen worden, etwa als ein aus Nigeria stammender Aktivist von The Voice Refugee Forum während des Abschlussplenums allen Ernstes gebeten wurde, sich nicht als „Opfer“ zu bezeichnen, sondern als „negativ von Diskriminierung Betroffener“. Höhepunkt dürften indes zwei handfeste Repressionsakte gewesen sein: Einerseits die eigenmächtige Absetzung eines Workshops der Migrantinnen-Organisation *agisra*, nachdem es in einem ersten *agisra*-Workshop zu diskriminierendem Verhalten weißer Campteilnehmer_innen gekommen war – eine Vorgehensweise, die *agisra* mehrfach scharf kritisiert hat. Andererseits der ohne jede Erläuterung erfolgte Versuch, eine weiße Aktivistin wegen einer rassistischen Beleidigung rauszuwerfen, wobei sich 6 Wochen nach dem Camp die von Anfang an gehegte Vermutung einer personellen Verwechslung bewahrheitet hat⁽²⁾.

Die Vorgänge in Köln haben zahlreiche grundsätzliche Fragen aufgeworfen, wobei eines von Anfang an hervorgehoben sei: Gegenstand der Auseinandersetzung ist nicht *critical whiteness* an sich, denn das Konzept ist in seinem ursprünglichen Gehalt

weder autoritär noch identitär. Critical whiteness begreift Rassismus vielmehr als ein System fein abgestufter Ein- und Ausschlüsse, welches unterschiedliche Zugänge zu Ressourcen eröffnet bzw. verweigert. Und zwar unter Rückgriff auf jene bereits im Kolonialismus entstandenen Repräsentationsregime, welche Menschen entlang von Hautfarbe und anderen vorgeblich bedeutsamen Differenzierungskriterien als 'schwarz', 'weiß', 'arabisch' etc. kategorisieren und somit zu Angehörigen unterschiedlicher Gruppen machen – inklusive je ethnisiertem Körper. Konkreter: Wenn von 'weiß', 'schwarz' oder People of Colour die Rede ist, verweist dies nicht auf Hautpigmentierungen oder andere eigens markierte Eigenschaften, sondern auf soziale Positionierungen, die in sozio-ökonomischer, rechtlicher, kultureller und politischer Hinsicht mit unterschiedlichen, ja gegenläufigen Erfahrungen einhergehen. Entsprechend haben sich in Köln auch Aktivist_innen als PoC bezeichnet, die rein visuell als Angehörige der Mehrheitsgesellschaft durchgehen könnten (Stichwort: Passing), die aber durch nicht-deutsch klingende Nachnamen oder familiäre Bezüge gesellschaftlicher Diskriminierung ausgesetzt waren bzw. sind. Der in Köln ausgebrochene Konflikt dreht sich mit anderen Worten um verschiedenartige Verständnisse von critical whiteness, also auch um die Frage, wie es überhaupt zur autoritären und identitätspolitischen Wende hat kommen können. Hierbei sollte das Augenmerk insbesondere auf jene Erfahrungen gerichtet werden, die bereits in transidentitär durchgeführten Kooperationen gesammelt wurden. Denn erst vor diesem Hintergrund dürften die Schwachstellen und Widersprüche der in Köln durchgeboxten critical whiteness-Praxis nachvollziehbar werden, auch mit Blick auf die ebenso simple wie grundlegende Feststellung, dass sich die Frage des Umgangs mit Dominanzen und Privilegien überall dort gleichsam von selbst aufdrängt, wo Aktivist_innen mit unterschiedlichen Hintergründen bzw. Ausgangsvoraussetzungen zusammenarbeiten.

CRITICAL WHITENESS IM PRAXISTEXT

Im Zentrum transidentitärer Projekte wie dem NoLager-Netzwerk oder Afrique-Europe-Interact hat zu keinem Zeitpunkt die theoretisch bzw. akademisch ausgerichtete Beschäftigung mit critical whiteness gestanden – das wäre allein schon aufgrund völlig unterschiedlicher Bildungshintergründe kaum möglich gewesen. Thematisch sind jedoch viele der im alltäglichen Organisationsprozess entstandenen Debatten immer wieder um jene Fragen, Probleme und Herausforderungen gekreist, welche fraglos zum Kernbestand des critical whiteness-Diskurses gehören. Was das konkret bedeutet, mögen nunmehr einige stichwortartige Beispiele aus den letzten 10 Jahren veranschaulichen – unter besonderer Berücksichtigung des alltäglichen Umgangs mit Privilegien und Dominanzen⁽³⁾:

a) Mehrfach ist es in der Vergangenheit bei antirassistischen Aktivitäten wie Camps oder Kongressen zu sexistischen Übergriffen durch männliche Flüchtlinge gekommen. Anstatt jedoch über gemeinsame Interventions- bzw. Präventionsstrategien nachzudenken, wurde dieser Umstand seitens weißer Gruppen immer wieder zum Anlass genommen, nicht nur die beteiligten Flüchtlingsselbstorganisationen zur besseren Beobachtung der von ihnen mobilisierten Männer aufzufordern, sondern auch unterschiedenen Antisexismus zur Voraussetzung antirassistischer Zusammenarbeit zu erklären – so geschehen in einem viel diskutierten offenen Brief von Teilnehmer_innen eines Antifacamps in Weimar an The Voice Refugee Forum aus dem Jahr 2000. Entsprechend heftig fielen die Reaktionen aus, nicht zuletzt bei den unmittelbar Angesprochenen selbst. Einerseits, weil hierdurch das tief in den kolonialen Repräsentationsregimen verankerte Stereotyp bedient würde, wonach Sexismus ein Spezialproblem schwarzer bzw. nicht-weißer Männer sei. Andererseits, weil es sich bei der Kritik um eine antisexistisch verbrämte Drohung handeln würde, bei der weiße Antirassist_innen völlig unreflektiert das weiße XXL-Privileg in Anspruch nähmen, selber darüber entscheiden zu können, ob, wie und mit wem sie anti-

rassistisch aktiv seien – einschließlich der darin mitschwingenden Option, personelle Trennungen entlang rassistisch konstruierter Scheidelinien vorzunehmen, anstatt das Problem als bewegungsinternen Konflikt anzugehen. Um so wichtiger war es, dass sich in der Entstehungsphase des NoLager-Netzwerks in intensiven Debatten darauf verständigt wurde, dass Rassismus und Sexismus gleichermaßen problematisch und obendrein verschränkt seien und daher auf keinen Fall hierarchisiert werden dürften. Eine Entscheidung, die auch darin zum Ausdruck gekommen ist, dass es 2003 beim Grenzcamp in Köln und bei den Anti-Lager-Aktionstagen in Fürth eine transidentitär zusammengesetzte „Ansprechgruppe im Falle sexistischer Übergriffe“ unter Beteiligung von The Voice Refugee Forum gegeben hat.

b) Einer der heftigsten Konflikte zwischen deutschen AktivistInnen aus der Grenzcampvorbereitung und The Voice Refugee Forum entzündete sich an der im Jahr 2000 beim Flüchtlingskongress in Jena ins Leben gerufenen Kampagne gegen die Residenzpflicht. Denn das Projekt wurde als „humanitär“ und somit „flüchtlingspolitisch beschränkt“ abgestempelt, zudem sah sich The Voice Refugee Forum angesichts seiner bisweilen etwas propagandistisch anmutenden Hartnäckigkeit mit dem Vorwurf konfrontiert, auf dem schlechten Gewissen europäischer Aktivist_innen zu „surfen“, einzig mit der Zielsetzung, sogenannte „Kampagnensoldaten“ zu rekrutieren. Auch diese Kritik blieb nicht unwidersprochen. Moniert wurde, dass die ablehnende Haltung Ausdruck weißer Ignoranz gegenüber einer rassistischen Sonderverordnung sei, die einen gesamten Lebensalltag von Flüchtlingen durchdringende Erfahrung von Demütigung, Isolierung und Einschüchterung darstelle und somit maßgeblich dafür verantwortlich sei, dass viele Flüchtlinge ihr Recht auf politische Betätigung bzw. Organisation kaum wahrnehmen würden. Darüber hinaus wurde der dominante und selbstgerechte Gestus der Kritik zurückgewiesen. Denn sie verkenne, dass Aktionen wie die antirassistischen Grenzcamp für Flüchtlinge keine

symbolische Spielweise seien (wie es das damals geflügelte Wort des „Ferienkommunismus“ suggerierte), sondern ein politischer Raum, von dem sich handfeste Unterstützung und Vernetzung versprochen würde. Insgesamt resultierte hieraus für einen nicht unerheblichen Teil der Grenzcamp-Community, dass sich Antirassismus ungleich stärker an den alltäglichen, bisweilen kaum sichtbaren Kämpfen von Flüchtlingen, Migrant_innen und PoC orientieren müsse. Eine Herangehensweise, die kanak attack seinerzeit als „empathische Identifizierung mit den subjektiven Reproduktionsinteressen von MigrantInnen“ beschrieben hat und die fortan für eine Vielzahl grundlegender Weichenstellungen ausschlaggebend war, unter anderem das Zustandekommen des NoLager-Netzwerks.

c) Wo in transidentitären Konstellationen eng, vertraulich und kontinuierlich zusammengearbeitet wird, kommt dem Umgang

mit mehr oder weniger krassen Privilegiengefällen ganz automatisch eine absolut prominente Rolle zu – beispielsweise, wenn im Rahmen der Anti-Lager-Tour (2004) Flüchtlinge auf den Plan traten, die bereits seit Jahren in irgendwelchen abgeschiedenen Lagern in Ostdeutschland buchstäblich dahinvegetierten oder wenn bei der Bamako-Dakar-Karawane (2011) europäische Aktivist_innen bei einer Flüchtlingsselfstorganisation in Bamako untergebracht wurden, wo kurz zuvor 50 frisch aus Libyen Abgeschobene eingetroffen waren. Vor dem Hintergrund derartiger Erfahrungen ist als handlungspraktische Maxime bereits früh das unter anderem aus critical whiteness-Debatten bekannte Konzept der „Accountability“ aufgekommen, also die Selbstverpflichtung weißer Aktivist_innen, sich durch sogenanntes Powersharing zu Verbündeten von Flüchtlingen, Migrant_innen und PoC zu machen, also materielle, symbolische und zeitliche Ressourcen in langfristiger

Perspektive systematisch zu teilen. Dabei war stets unstrittig, dass die strukturellen Ein- und Ausschlüsse nicht durch individuelle Handlungen verschwinden würden. Nein, das Ansinnen lautete vielmehr, qua Accountability die in der rassistischen Struktur der Gesellschaft fundierten Wir-Ihr-Dichotomien zumindest auf dem antirassistischen Feld selbst aufzubrechen. Letzteres auch darüber, dass im Laufe derartiger Organisationsprozesse unweigerlich sekundäre Betroffenheiten von Rassismus entstehen, etwa wenn es plötzlich die eigenen Genoss_innen oder Freund_innen trifft, die von Abschiebung bedroht oder an Malaria erkrankt sind, oder wenn es im gemeinsamen Interesse gilt, rassistisch motivierte Schikanen des Standesamts oder der Ausländerbehörde abzuwehren.

d) Als programmatische Klammer dieser und ähnlicher Prozesse hat sich unterdessen die berühmte von der (australischen) Mur-



Demo von Angehörigen von vermissten Bootsflüchtlings in Tunis, 2011 [Bild: Leona Goldstein]



Vorbereitung einer Gedenkveranstaltung für ertrunkene Bootsflüchtlinge in Thermi/Lesbos, 2013 [Bild: Marily Stroux]

ri-Aktivistin Lilla Watson kreierte und 2003 von der Flüchtlingsinitiative Brandenburg auf T-Shirts gedruckte Devise herauskristallisiert: „Wenn du gekommen bist, um mir zu helfen, dann verschwendest du deine Zeit. Wenn du aber gekommen bist, weil deine Freiheit mit meiner verbunden ist, dann lass uns zusammen arbeiten“. Ausbuchstabiert heißt dies bis heute insbesondere dreierlei: Erstens die Bereitschaft zur Accountability im eben genannten Sinne. Zweitens die Offenheit für politische Auseinandersetzungen, auch dort, wo Schmerzgrenzen berührt werden. So ist es im NoLager-Netzwerk, um ein weiteres Beispiel zu nennen, immer wieder zu erhitzten geschichtspolitischen Schlagabtauschen gekommen, unter anderem zur Frage der (Dis-)Kontinuitäten zwischen den Verbrechen des Kolonialismus und der nationalsozialistischen Tötungsmaschinerie – samt Kritik von Flüchtlingsaktivist_innen an eurozentristisch eingefärbter Opfer-Hierarchisierung. Drittens das Bemühen, in der alltäglichen Kooperation sowohl ungleiche Ausgangsvorausset-

zungen zu kompensieren als auch Dominanzen zu vermeiden. Hierzu gehören unter anderem: Bereitstellung von Übersetzungen, sorgfältiger Umgang mit öffentlichen Sprecher_innenpositionen, Berücksichtigung davon, dass nicht alle gleichermaßen Zugang zu Internet, Telefon oder Schriftlichkeit haben, Etablierung von Mehrsprachigkeit, Förderung der Selbstorganisation als integrales Moment der transidentitären Organisation, kollektive Finanzierung der politischen Arbeit etc.

CRITICAL WHITENESS IN DER IDENTITÄTS- UND AUTORITÄTSFALLE

Die explizite Verknüpfung von critical whiteness mit transidentitärer Organisation wurde im Zuge des Kölner Nobordercamps immer wieder als eine Art Wohlfühlprogramm für Weiße denunziert, angeblich weil in der gemeinsamen Zusammenarbeit die Auseinandersetzung über weißes Dominanzverhalten zu kurz käme. Spätestens vor dem Hintergrund der hier skizzierten Erfahrungen dürfte nicht nur die absolute

Realitätsferne dieser Kritik deutlich werden, sondern auch das gerüttelte Maß an Paternalismus, das in solcherart Fokussierung auf weiße Dominanz mehr oder weniger unfreiwillig zum Tragen kommt. So ist die Marginalisierung flüchtlingspolitischer Anliegen in Köln seitens der nicht-transidentitären critical whiteness-Fraktion ausschließlich auf weißes Dominanzverhalten zurückgeführt worden, ohne allerdings mit einer Silbe dem Umstand Rechnung zu tragen, dass die Mehrheit der Flüchtlingsaktivist_innen in einer am letzten Tag veröffentlichten Erklärung ihre „Isolierung und Ignorierung“ genauso wie die „Monopolisierung des Camps durch eine bestimmte Gruppe“ (gemeint ist besagte critical whiteness-Strömung) unmissverständlich kritisiert haben. Oder dass in weiteren Stellungnahmen aus der flüchtlingspolitischen Ecke von einer „Atmosphäre der Angst und Beklommenheit“ die Rede war, nicht zuletzt davon, dass sich weiße Aktivist_innen zu völlig inadäquaten Solidaritätsbekundungen hätten hinreißen lassen, einzig aus der Angst

heraus, ansonsten als Rassist_innen zu gelten. Offensichtlich ist also, dass die Vorkommnisse rund ums Kölner Nobordercamp in erster Linie Ausdruck eines äußerst fragwürdigen Verständnisses von critical whiteness waren, wie abschließend in aller Kürze gezeigt werden soll:

Gleichwohl im critical whiteness-Diskurs die soziale Konstruktion ethnisierten Identitäten betont wird (quasi analog zur Zweigeschlechtlichkeit), waren in Köln stark essentialisierende und somit dichotomisierende Begrifflichkeiten vorherrschend – und das mit fatal anmutenden Pigmentierungseffekten, wie unter anderem aus einem offenen Brief hervorgeht, der anlässlich eines ähnlich gelagerten Konflikts in Berlin verfasst wurde: „Wir weiße (Personen), unsere Körper, unsere Stimmen, unsere Gedanken sind immer rassistisch. (...) Entweder wir werden angefragt oder wir halten den Mund!“ Soziale Kämpfe, persönliche Veränderungen oder transidentitäre Organisierung scheint es in dieser Welt nicht (mehr) zu geben, stattdessen werden die gesellschaftlichen Akteure umstandslos auf ihre jeweiligen gesellschaftlichen Ausgangspositionen festgenagelt. Es dürfte insofern auch kein Zufall gewesen sein, dass die hier kritisierte critical whiteness-Strömung vor und während des Nobordercamps Bezugnahmen auf transidentitäre Projekte systematisch ignoriert hat – inklusive der unverdrossen ventilierten, aber kaum mit konkreten Beispielen unterfütterten Behauptung, dass es seitens weißer Aktivist_innen nicht das geringste Interesse an selbstkritischer Auseinandersetzung mit Privilegien, Dominanzen und Verletzungen gegeben habe.

Des Weiteren hätten die identitätspolitischen Dichotomisierungen bzw. Polarisierungen in Köln keine derartige Wirkmächtigkeit entfalten können, wäre es nicht, wie eingangs skizziert, zur Verschränkung mit einem ganzen Set autoritärer bzw. repressiver Vorgehensweisen gekommen – unter anderem durch Rückgriff auf jene Variante von Definitivsmacht, die wir in dieser Broschüre kritisieren.

Insgesamt haben die erwähnten Fallstricke im Laufe des Nobordercamps zu einer extremen Moralisierung des politischen

Diskurses geführt, ja zu einer „Disziplinierung des Subjekts durch moralische Anrufung“, wie kanak attack-Mitbegründer Vassilis Tsianos in einem Interview treffend meinte⁽⁴⁾. Hierzu gehörte nicht nur das Bestreben, Kommunikation pausenlos reglementieren zu wollen – etwa durch die Forderung, von „Geflüchteten“ anstatt von „Flüchtlingen“ zu sprechen. Oder die rituelle Benennung der eigenen Privilegien, insbesondere bei der ebenso obligatorischen wie oberflächlichen Selbstpositionierung zu Beginn von Redebeiträgen (‘Ich spreche aus weißer Perspektive, bin frauisiert, komme aus der Mittelschicht und profitiere von Behindertenfeindlichkeit.’). Vielmehr wurde auch vor eklatanter Doppelmoral nicht Halt gemacht: So ist immer wieder der Vorwurf laut geworden, wonach die positive Bezugnahme weißer Aktivist_innen auf kritische Stellungnahmen von Flüchtlingsaktivist_innen Ausdruck einer im Kolonialismus wurzelnden Teile- und Herrsche-Strategie sei, während innerhalb der critical whiteness-Community auf dem Nobordercamp die Orientierung an den Einschätzungen der beteiligten PoC als quasi unhintergebares Gesetz stark gemacht wurde.

Auch wenn die hier ins Zentrum gerückte Begrifflichkeit der transidentitären Organisierung in erster Linie aus den praktischen Debatten anlässlich des 5. Antirassistischen Grenzcamp 2002 in Jena hervorgegangen ist, haben theoretische Konzepte seinerzeit eine durchaus wichtige Rolle gespielt – nicht zuletzt die von israelisch-palästinensischen Friedensinitiativen inspirierte Arbeit der israelischen Sozialwissenschaftlerin Nira Yuval-Davis. Denn in ihrem 1997 erstmalig erschienenen Buch „Geschlecht und Nation“ hat sie unter Bezugnahme auf postkoloniale Theoretikerinnen wie bell hooks und Gayatri Chakravorty Spivak das äußerst einflussreiche Konzept der „transversalen Politik“ entwickelt, welches insbesondere von zwei Prämissen ausgeht: Einerseits von der Möglichkeit „transversaler Dialoge“, wonach „Erkenntnisgemeinschaften“ bzw. Bündnisse auf der Basis gemeinsamer „Wertesysteme“ trotz unterschiedlicher gesellschaftlicher Positionierungen herausgebildet werden könnten, andererseits von der Feststellung,

dass nicht jeder „Interessenkonflikt“ versöhnbar sei und Dialoge daher auch unweigerlich an Grenzen stoßen würden. Hervorgehoben sei insofern, dass sich beide Perspektiven für die alltägliche Arbeit in heterogen zusammengesetzten Netzwerken als absolut gewinnbringend entpuppt und sich somit als eine Art handlungspraktisches Fundament von critical whiteness gleichsam aufgedrängt haben, vor allem hinsichtlich der Frage, wie auf nicht-autoritäre und nicht-identitäre Weise mit unterschiedlichen Ausgangsbedingungen, Dominanzen und Privilegien umgegangen werden kann. ○

OLAF BERNAU – AKTIV BEI NOLAGER BREMEN UND AFRIQUE-EUROPE-INTERACT

(1) IN DER AUTORITÄTS- UND IDENTITÄTSFALLE. STICHWORTE ZUR DEBATTE UM CRITICAL WHITENESS ANLÄSSLICH DES DIESJÄHRIGEN NOBORDERCAMP IN KÖLN, PHASE 2, NR. 44

(2) NÄHERES ZU DEN VORGÄNGEN FINDET SICH IN EINEM VON NOLAGER BREMEN AM 25. JULI 2013 AUF INDYMEDIA VERÖFFENTLICHTEN BERICHT.

(3) AUF HYPERLINK "[HTTP://WWW.AFRIQUE-EUROPE-INTERACT.NET/](http://www.afrique-europe-interact.net/)"WWW.AFRIQUE-EUROPE-INTERACT.NET SIND UNTER DER RUBRIK „ÜBER UNS/VORGESCHICHTE“ DIVERSE TEXTE AUS DEN JAHREN 2002-2011 DOKUMENTIERT, WELCHE IM ZUSAMMENHANG MIT DEN HIER VORGESTELLTEN KONFLIKTEN UND DEBATTEN ENTSTANDEN SIND.

(4) VGL. JUNGLE WORLD NR. 32, 9. AUGUST 2012



Bild eines vermissten Flüchtlings in türkisch-griechischer Grenzregion [Bild: Marily Stroux]

„Das Etikett ‘Unterstützer’ als Mittel, um sich raus zu halten“

INTERVIEW MIT REX OSA (THE VOICE REFUGEE FORUM)

Rex, du hast in Diskussionen schön öfters angemerkt, dass du den Ausdruck ‚Unterstützer‘ nicht magst, kannst Du erklären warum?

Normalerweise habe ich immer von Refugee- und non-Refugee-Aktivist_innen gesprochen, wenn es darum ging, diejenigen zu benennen, die in der Bewegung für die Rechte von Flüchtlingen und Migrant_innen aktiv sind. Leider ertappe ich mich selbst dabei, ohne nachzudenken das Wort ‚Unterstützer‘ zu benutzen, weil es in den heutigen Kämpfen ziemlich populär ist. Von einer kritischen Seite aus betrachtet, bedeutet ‚Unterstützer‘ sein, auf eine Art die Verantwortlichkeiten in der Bewegung zu ignorieren. In manchen Fällen stellen sich Aktivist_innen sogar als "Helfer" vor, das macht es noch schlimmer. Dieses Etikett ‚Unterstützer‘ wurde nach dem Nobordercamp 2012 in Köln noch verbreiteter, als sich non-refugee-Aktivist_innen benahmen wie ‚Schuldige ohne Überzeugung‘. Damit woll-

ten sie jeder Anschuldigung ausweichen, dass sie Hierarchien reproduzieren würden oder irgendwie versuchen, dominant zu sein, etwa durch eigene Beiträge und Ideen speziell zu Fragen, die Migrant_innen und Flüchtlinge betreffen. Auf dem Nobordercamp verwandelte sich die gesamte Szenerie in eine Atmosphäre der Isolation, als die non-refugee-Aktivist_innen sich selbst darauf reduzierten, sich reserviert zu verhalten und so tun als fänden sie alles super, was Opfer von Rassismus von sich geben, selbst wenn das Gesagte ganz offensichtlich sinnlos ist. Das war eigentlich eine schreckliche Situation von falscher Solidarität, die ich als ‚Schuld ohne Überzeugung‘ bezeichnen würde. Das ganze wurde für mich zu einer Art Farce auf höchstem Niveau.

Was meinst du mit Verantwortung? Was sind die Verantwortlichkeiten von deutschen Aktivist_innen in gemeinsamen Kämpfen?

Wir müssen alle die Tatsache akzeptieren, dass wir die Pflicht und die Verantwortung haben, aus der Welt einen Ort zu machen, an dem es sich besser leben lässt. Wir sind dabei alle mit Problemen konfrontiert, mit Problemen auf verschiedenen Ebenen, die alle mit dem bestehenden System absoluter Kontrolle zu tun haben, das, durch unegrechte und brutale Mechanismen verstärkt, der imperialen Ideologie dient. Es ist völlig klar, dass Flüchtlinge am verletzlichsten sind, weil sie weder in ihrem Heimatland noch in der imperialistischen Welt hier einen Platz haben, trotz der Erwartung, dass ihre Sicherheit hier doch garantiert sein müsste. Es ist auch wichtig zu verstehen, mit welcher Situation die Leute hier konfrontiert sind, und welche Schwierigkeiten sie haben, den ihnen zur Verfügung stehenden Privilegien zu widerstehen, die auf unsere Kosten zum Aufbau des Westens beitragen, durch Zerstörung unserer Länder. Die Verantwortung von non-refugee-Aktivist_innen fängt dabei an, dass sie die Tatsache verstehen müssen, dass wir jahrhundertlang Sklaverei, Ausbeutung, Rassismus und Ausrottung erlebt haben, alles um der Privilegien Willen, die sie heute genießen. Die Verantwortung von non-refugee-Aktivist_innen fängt an bei der Überzeugung, dass alle Strukturen angeprangert werden müssen, die Trennungen und rassistische Ausbeutung legitimieren, die Menschen ausschließen und in bestimmte Klassifizierungen unterteilen. Denn Würde ist das authentische Recht jedes Lebewesens, ohne irgendwelche rassistischen oder sonstigen Unterscheidungen.

Verantwortung übernehmen heißt ehrliche Solidarität, die auch empowerment von unterdrückten Menschen beinhaltet, gegen alle ungerechten Strukturen, koloniale Verfolgung, die immer umgesetzt wurden, um dem Wohle des Westens zu dienen. Was ich damit sagen will, ist: Wir müssen zusammenarbeiten, um die Festungen staatlicher Politik niederzureißen, einer Politik der Brutalität, der Militarisierung, der Ausbeutung und Diskriminierung, also auch jede Struktur, die es begünstigt, Menschen in Klassen zu unterteilen. Das betrifft die Europäer_innen auch.

Die Angst, mit dem Vorwurf konfrontiert zu werden, rassistische Dominanz zu reproduzieren, hindert viele non-refugee-Aktivist_innen daran, bei kritischen Entscheidungen im Kampf von Flüchtlingen ihren Input zu geben. Das ist für mich aber auch rassistisch, wenn du davon überzeugt bist, dass sich eine Entscheidung negativ auswirken wird und das bei der Planung nicht berücksichtigt wurde, du dich aber zurückhältst, damit die armen Flüchtlinge machen können, was sie möchten, und du das dann auch noch als Respekt für Selbstorganisation aus gibst.

Auf der anderen Seite werden einige Flüchtlinge auch dazu instrumentalisiert, die Rolle von non-refugee-Aktivist_innen in deren Aufgabe als Unterstützer zu sehen - ohne Rederecht bei der Entscheidungsfindung und einfach passiv. Ich bin aber davon überzeugt, dass Selbstorganisation keinen Raum für Respektlosigkeit gegenüber dem Engagement von non-refugee-Aktivist_innen aufmacht. Ich finde eine Form der Selbstorganisation, die nach dem Motto ausgeübt wird "Wir machen das sowieso so, wie wir wollen, und niemand darf das in Frage stellen", sehr problematisch, auch für unser Vorwärtskommen in der gesamten Bewegung. Äußerungen wie "Ich bin nicht in der Position, etwas zu entscheiden" sind sehr populär geworden unter vielen linken Aktivist_innen, obwohl manche von diesen Aktivist_innen das Ganze aus dem Hintergrund dirigieren und im Plenum nur so tun, als ob. Die Idee des Unterstützers kommt mir so vor: protestierende Flüchtlinge entschließen sich dazu, zu Solidarität aufzurufen für ihren Plan, im Mittelmeer zu ertrinken, als Signal und um öffentlichen Druck zu erzeugen bezüglich der Situation der Flüchtlinge... Wer unter den so genannten Unterstützern würde sich an dieser Aktion beteiligen? Selbst beim Hungerstreik, wie viele so genannter Unterstützer könnten sich da beteiligen? Das Etikett 'Unterstützer' ist für viele linke Aktivist_innen, ein Mittel, um sich rauszuhalten, und nicht selbst den Schritt zu tun, staatliches Unrecht praktisch anzugehen, sondern es im Stillen gut zu finden, statt selbst für gleiche Rechte und Freiheit für alle zu kämpfen.

Heißt das, dass selbstorganisierte Kämpfe von Flüchtlingen und gemeinsame Kämpfe zusammengehören, statt ein Widerspruch zu sein - ganz im Sinne des berühmten Slogans "Wie ist deine Befreiung mit meiner verbunden"?

Alles in allem gibt es eine bestimmte Grenzlinie, auf der wir unsere Solidarität aufbauen müssen. Dies muss damit verknüpft sein, offen die Forderungen der Betroffenen herauszuarbeiten, ohne Kompromisse bei dem, was Würde und Freiheit ausmachen. Wir müssen uns den Raum nehmen, für uns selbst zu sprechen, dass wir an zivilen Ungehorsam gegen rassistische Gesetze glauben, dass wir die Abschaffung von Essenspaketen fordern, von Essens-Gutscheinen, Lagern etc.. Für all das braucht es keinerlei Verhandlungen, die solche Forderungen nach unserem ureigenen Recht auf Würde einschränken. Wir tragen alle miteinander die Verantwortung dafür, die Welt lebenswert für alle zu machen, die in der Welt existieren.

Dennoch, du hast Diskriminierung, Dominanz und sogar Rassismus erlebt in der Zusammenarbeit mit deutschen Aktivist_innen. Kannst du zwei oder drei Beispiele nennen?

Die abolish-Kampagne war eine sehr wichtige Erfahrung für mich. Das Problem war, dass wir es da mit paternalistischer Expertise zu tun hatten, durch die unsere Fähigkeiten, Teil der Veränderung zu sein, geschwächt wurden. Es begann schon beim ersten Vorbereitungstreffen in Nürnberg, als wir versucht haben, einen passenden Namen für die Kampagne zu finden. In diesem Treffen, bei dem sehr wenige refugee-Aktivist_innen anwesend waren, sollte mit einer Abstimmung durchgesetzt werden, dass ein Kampagnenname, der auch das Wort ‚Verfolgung‘ beinhaltet, ausgeschlossen wird. Mit der Entschuldigung, dass das Wort die Mobilisierung von Solidarität in Deutschland erschweren würde, sollte die Unterdrückung dann nicht mehr bei ihrem eigentlichen Namen genannt werden. Das setzte sich fort bis zum letzten Vorbereitungstreffen in Berlin, mit dem selben Reproduzieren von Hierarchie und Besserwissen, was in der Kampagne laufen soll. Ich persönlich

finde es auch schwer zu erkennen, was mit der abolish-Kampagne konkret erreicht worden ist, auch wenn ich die Tatsache anerkenne, dass kein Versuch, gegen das staatliche Unrecht vorzugehen, jemals umsonst ist. Sowie eine gut vorgetragene Aktion so viel an Veränderung bewirken und eine Ermutigung für die Selbstbestimmung der Unterdrückten sein kann. Die Entwicklung der Flüchtlingsbewegung hat gezeigt, dass unsere offensichtliche Anwesenheit einen großen Unterschied im Kampf gegen die Isolation und für die Befreiung der unterdrückten Menschen in der Welt ausmacht.

Wie blickst du da heute drauf?

Aufgrund meiner bisherigen Erfahrungen glaube ich, dass wir viel mehr Toleranz brauchen, um unsere Positionen besser zu verstehen. Konflikte können wir sicherlich nicht total vermeiden, aber wir sollten so offen sein, unsere Kritik zu äußern auf eine Art und Weise, die wenigstens unserem jeweiligen Engagement Respekt zollt. Wenn die abolish-Kampagne jetzt stattfinden würde, würde ich persönlich anders reagieren und die Probleme als einen Teil der Herausforderung in der Bewegung sehen. Ich denke, die Vorbereitungsphase zum No-bordercamp 2012, ich meine der Konflikt, der fast die ganze Vorbereitung ins Wanken gebracht hat, kann auch als typisches Beispiel gesehen werden.

Ich habe gelernt, die Tatsache zu verstehen, dass wir verschiedene Hintergründe haben, weshalb wir eine fortlaufende Atmosphäre der Toleranz für unsere verschiedenen Sichtweisen brauchen. Diese Toleranz würde den Weg bereiten für ein besseres Verständnis dafür, wie unsere verschiedenen Kämpfe miteinander verbunden sind. Wir müssen eine Kultur der Verständigung erlernen, also dass das, was mich betrifft, auch dich betrifft, und mehr Verständnis für die Macht des Zusammen-Kämpfens.

Aber was heißt das, wenn ernsthafte Konflikte aufkommen? Wie sollte das Gespräch aus deiner Sicht laufen?

Es ist keine Theorie zu sagen, dass jede weisse Person in eine rassistische Ideologie hineingeboren und entsprechend sozialisiert

wurde. Das hat mit allen Aspekten sozialer Entwicklung zu tun. Revolutionäre Aktivist_in in der linken Szene zu sein, entlastet hiervon nicht. Die Orientierung an der rassistischen Überlegenheit ist immer präsent. Deshalb glaube ich, dass es immer wichtig ist, sich damit in einer sehr konstruktiven Weise auseinanderzusetzen, denn als Menschen stecken wir immer in Lernprozessen, um uns zu orientieren, was für manche Leute das ganze Leben anhält.

Es läuft letztlich alles auf Geduld und Toleranz hinaus als Schlüssel zu konstruktiven Diskussionen und Austausch, um sich besser zu verstehen und einige Verhaltensweisen zu korrigieren, die unbewusst diskriminierende Tendenzen zeigen. Zum Beispiel hast du vielleicht unbewusst auf eine bestimmte Weise gehandelt, von der ich mich rassistisch belästigt fühle oder so etwas ähnliches. Wenn ich entscheide, dass ich keinen Raum dazu habe, das mit dir zu diskutieren, auf Grundlage der Idee, dass es für dein Verhalten keine Rechtfertigung geben darf, dann dürfte ich kaum eine Hilfe sein für dich, weil diese Handlung sich ständig wiederholen wird. Meine Verantwortung ist aber, das wenn möglich klarzustellen. Das soll natürlich keine Rechtfertigung für irgendeine Art der Diskriminierung sein. In meiner Analyse des Konzepts beim No-bordercamp 2012, bedient sich das Konzept des "STOP Sagens" in Diskussionen letztlich der selben Hierarchie, die wir damit tendenziell angehen wollen. Vielleicht hat meine Position auch mit meinem eigenen sozialen Hintergrund zu tun, weil wir Probleme wie Belästigungen ausdiskutieren, egal wie traumatisierend das vielleicht ist. Das ist in unserer Kultur der Weg, einen Streit zu schlichten. Das ist genau wie jemanden zu verlieren: die Möglichkeit zu trauern und zu weinen hilft dir, über die Schmerzen in deinem Herzen hinwegzukommen, weil nicht zu weinen bedeutet, die Trauer aufzubewahren und das ist nicht gesund.

Was ich sagen möchte ist, wir brauchen den Raum, um Dinge zu klären, auch wenn das mal schrecklich ist und voller Konflikte. Wir können mit den Konflikten nicht einfach leben, wir brauchen Konflikte, um weiter zu kommen, das ist unsere tagtägliche He-

erausforderung. Es ist ein lebenslanger Prozess, diskriminierende Handlungen, den Glauben an die Überlegenheit von Rassen und all das restlos zu beseitigen. Was wirklich wichtig ist, ist dass wir lernen, wie wir uns am besten gegenseitig mit Respekt behandeln. Das ist der Schlüssel, um unsere Konflikte zu überwinden und uns gegenseitig als Partner zu begreifen, um gemeinsam das System zu verändern.

Ok, das hört sich sehr vernünftig und anspruchsvoll an. Aber was tust du, wenn eine Person so eine Situation einfach nicht aushält? Wie sollte reagiert werden, wenn ein Flüchtling oder eine Frau sich von anderen Aktivist_innen richtig erniedrigt oder sogar bedroht fühlt?

Was sexuelle Belästigung anbelangt, glaube ich schon, dass es möglich ist, zu lernen, NEIN zu sagen, wenn es dazu kommt. Ich habe mal den Fall eines Flüchtlings mitbekommen, der nicht so gut Englisch konnte, der hatte seine Gefühle gegenüber einer deutschen Aktivistin mit einer SMS ausgedrückt, in der stand "Ich will Sex mit dir" ("I like to fuck you"). So ein Text kann von manchen Leuten als sehr arrogant und respektlos verstanden werden. Aber ein Verständnis der Situation, dass es in dem Fall keine Arroganz war, sondern einfach die Art, in der es ihm möglich war, seine Gefühle bezüglich einer Beziehung auszudrücken, konnte die eskalierte als übergriffig wahrgenommene Situation auflösen.

Ob Mann oder Frau, wir müssen uns immer als Menschen behandeln. Wir sind mit Gefühlen auf die Welt gekommen, die in unserem Inneren entstehen. Daher ermöglicht der Raum, diese Dinge zu reflektieren, ein klareres Verständnis davon, worin die Grundlage unserer Handlungen besteht, um so auch unsere Reaktionen regulieren zu können. Wir müssen beide Standpunkte verstehen. ○

INTERVIEW: **DORETTE FÜHRER**



„Wenn mir was auf die Nerven geht, sage ich das“

INTERVIEW MIT NEWROZ DUMAN (JUGENDLICHE OHNE GRENZEN – JOG)

Welche Erfahrungen mit Diskriminierungen hast du in der Zusammenarbeit mit z.B. deutschen Aktivist_innen gemacht? Was waren für Dich schwierige Erlebnisse?

Da müsste ich länger drüber nachdenken, eigentlich habe ich viel mehr positive als negative Erfahrungen gemacht. Vielleicht habe ich nicht mit zu komplizierten Menschen zusammengearbeitet, die selbst genug an Zusammenarbeit glauben. Manche Dinge bei mir werden sich aber nie ändern, weil ich einfach andere Erfahrungen habe – und du hast andere Erfahrungen als ich. Aber trotzdem können wir das zusammenbringen und wenn wir das schaffen, profitieren wir beide davon.

Als ich über uns beide nachgedacht habe, da habe ich bei verletzenden Momenten

am ehesten an Situationen gedacht, in denen es um „Familie“ und die Bedeutung von Familie ging. Ich denke manchmal haben wir schon sehr stark aneinander gezerrt.

Ich weiß nicht, ob das mit Diskriminierung zu tun hat, aber die Fragen mit der Familie sind für mich schon wichtig. Was hat die Familie für eine Bedeutung in meiner Community und meiner Kultur? Muss ich das aufgeben, damit wir besser zusammen arbeiten können? Können die anderen damit einverstanden sein, was das für mich bedeutet? Wenn ich sage: „Ich tue das jetzt für meine Familie, weil sie mir in dem Moment wichtiger sind als ich persönlich.“ Das ist eine Entscheidung von mir und dafür erwarte ich Respekt. Manchmal sagen deutsche Freunde: „Das geht nicht. Du musst erstmal an Dich denken.“ Mich

macht das wütend, weil ich denke: „Das ist mein Leben. Lass mich doch selbst entscheiden!“ Deutsche Freunde verstehen diese Familienbeziehungen nicht. Das verletzt mich und macht mich traurig. Es kommt meistens von Leuten, mit denen ich ansonsten sehr gut in Kontakt bin.

Wie gehst du damit um?

Ich habe da meine Entscheidung getroffen und der folge ich. Ich sage nicht: „Halt die Klappe, Du hast dazu nichts zu sagen.“ Ich versuche zu erklären, warum das so richtig für mich ist. Die sind dann irgendwann ruhig, aber leider nicht weil sie Verständnis haben, sondern nur weil sie wissen, dass ich eben anders entschieden habe.

Du bist jetzt ziemlich lange bei Jugendliche ohne Grenzen organisiert. Gibt es bei

den JOG-Konferenzen manchmal Probleme mit Verletzungen oder Rassismus untereinander?

Das ist das schöne bei JOG: da sind so viel Jugendliche aus unterschiedlichsten Ländern. Es gibt bei uns auch Jugendliche aus Ländern, wo es wenig Verständnis füreinander gibt oder die miteinander Krieg führen. Oft bringen wir die politischen Einstellungen aus den Familien mit und deshalb könnte es leicht zu Konflikten kommen. Aber selten kommt es zu politischen Diskussionen über die Lage in den Herkunftsländern oder die Unterdrückung bestimmter Gruppen, es wird mehr über die Situation hier gesprochen und diskutiert. Jetzt bei diesem Interview merke ich erst, dass Rassismus in der Gruppe untereinander eigentlich nie ein Thema war oder ich das einfach verpasst habe. Es kann schon vorkommen, aber vielleicht nimmt man einfach vieles nicht als Rassismus wahr und möchte das auch nicht so haben. Oder es ist tatsächlich einfach überhaupt kein Thema und kommt nicht zu solchen Situationen, weil wir uns so sehr mit strukturellem Rassismus beschäftigen. Meiner Meinung nach muss da auch nicht unbedingt eine Auseinandersetzung passieren, wir verstehen uns gegenseitig, kommen miteinander gut klar und vor allem können wir gut miteinander arbeiten. Wir haben alle möglichen,

unterschiedlichen Erfahrungen gemacht und darüber reden wir viel miteinander. Die Konferenzen sind für uns auch ein Ort der Verarbeitung unserer Fluchterfahrungen und das verbindet uns sehr miteinander und daraus entwickeln sich unsere Stärken.

Kürzlich hatten wir auch über Situationen gesprochen, wenn z.B. auf größeren Konferenzen und Protestcamps Männer Frauen angraben und wie das für uns jeweils ist. Wir hatten ja bei früheren Grenzcamps, bei denen du noch nicht dabei warst, sehr viele Auseinandersetzungen um das Verhältnis von Rassismus und Sexismus. Und in der Broschüre, für die wir dieses Interview machen, werden diese Auseinandersetzungen eine Rolle spielen. Magst du dazu was sagen?

Also ich muss sagen, dass ich selbst bis jetzt zum Glück noch nie eine Situation erlebt habe, in der mich das zu sehr angestrengt hat. Vielleicht bin ich noch nicht richtig voll verrückten Leuten begegnet und hatte nur Glück. Ich erlebe es schon häufig, dass ich angemacht werde. Das geht mir natürlich auf die Nerven. Aber ich glaube, wenn ich mich deutlich und klar verhalte, passiert nichts Schlimmes. Richtige Probleme fangen an, wenn wir zögern, z.B. aus Angst

für rassistisch gehalten zu werden. Ich glaube da gibt es einige, die deshalb Angst haben, klare Grenzen zu ziehen. Und dann auf einmal nicht die einfachen Schritte machen zu sagen: „Stop. Verhalte dich bitte nicht so. Das ist mir zu nah.“ Vielleicht ist es auch wegen meinen bösen Blicken (lacht), dass die Leute sich dann nicht mehr trauen noch irgendwas zu sagen. Ich glaube, dass Mimik und Gestik da auch eine große Rolle spielen. Also ich musste bis jetzt noch nie jemanden schlagen oder so, damit er aufhört. Wenn ich auf die Frage: „Hast du einen Freund?“ einfach sage: „Ich will keinen und darüber will ich nicht mit dir reden.“, dann haben das bis jetzt alle verstanden. Wenn du klar bist, ist es nach meiner Erfahrung sehr selten, dass die Leute dich beharrlich weiter belästigen. Selbstverständlich gibt es das auch, aber ich glaube, das ist nicht so häufig und vieles lässt sich mit Klarheit ohne viel Stress regeln. Wenn ich etwas nicht möchte, dann kann ich das äußern, ob ich weiß bin oder nicht. Ich bin ein Mensch, wenn mir was auf die Nerven geht, sage ich das.

Gibt es Situationen, die so heftig sind, egal ob Diskriminierung als Frau oder in rassistischer Weise, wo du sagen würdest: Ende der Diskussion, keinen Schritt weiter?



Spontanparty mit freigelassenen Flüchtlingen auf Lesbos, 2013 [Bild:Welcoem2Europe]



Bamako-Dakar-Karawane: Öffentliche Filmvorführung in Nioro, 2011 [Bild: Leona Goldstein]

Und wo Du sagen würdest hier fängt jetzt meine Definitionsmacht an und damit sind auch Sanktionsmöglichkeiten verbunden?

Da fallen mir Situationen aus dem letzten Jahr ein. Das hat beim Nobordercamp in Köln schon angefangen. Dann gab es den refugee congress in München. Ich hatte gehofft, da kommen Gruppen wieder mehr zusammen. Dann habe ich aber sehr stark gespürt, dass hier Leute sich was vorher vorgenommen hatten, was auf Spaltung rausläuft. Die Vorbereitungsgruppe hat klare Ansagen gemacht, wie Kämpfe von Flüchtlingen seit dem letzten Jahr gelaufen sind und wie sich das jetzt zu organisieren hat. Es hieß von Anfang an, dass sich hier nur Flüchtlinge äußern sollen und andere Aktivist_innen nicht. Ich verstehe schon, dass es Aktivisten gibt, die zu viel reden und Flüchtlinge sich dann nicht trauen was zu sagen, okay da kann man zu mehr Respekt aufrufen. Aber als es zu einer Aufteilung in Gruppen von „citizens“ und „non-citizens“ kam und Menschen nach den Papieren getrennt wurden, hat es mir gereicht.

Diejenigen, die eine Aufenthaltserlaubnis für ein Jahr haben und längst nicht die gleichen Rechte haben wie diejenigen mit deutschem Pass, wurden kurzerhand zu „citizens“. Mir war das nicht so klar und als ich an der Tür gefragt wurde, was ich für einen Pass habe, da bin ich ausgeflippt. Das geht für mich gar nicht. Ich glaube daran,

dass es möglich ist, mit sehr verschiedenen Menschen zusammenzuarbeiten. Außer es gibt Leute, die sich das Recht nehmen zu entscheiden, wer den Mund zu halten hat in welcher Situation. Und sich das Recht nehmen zu sagen, wer welche Aufgaben hat – die Aktivist_innen mit mehr als Duldung können dann Schlafplätze organisieren und die Flüchtlinge reden. Da waren einige, die mit dieser Haltung stillschweigend einverstanden waren, sonst würden sie ja nicht mitorganisieren. Für mich gibt es aber Grenzen der Zusammenarbeit. Ich habe in München meine Meinung gesagt. Das wurde ignoriert. Dann habe ich einfach nicht weiter mitgemacht und bin aus dem Workshop raus.

Diese Form von Spaltung fand ich überhaupt nicht richtig und daran werde ich mich nicht beteiligen. Wir waren mit mehreren von JOG da und haben danach auch gemeinsam eine Stellungnahme geschrieben. Natürlich hatte das auch was mit meiner oder eher unserer persönlichen Geschichte zu tun. Viele von uns haben inzwischen auch einen Aufenthalt, aber wir haben das alles selber erlebt und einen Weg gefunden, aus der Scheiße herauszukommen, indem wir zusammen was dagegen gemacht haben. Aber den Leuten in München war egal, was ich erlebt habe und was ich im Moment mache. Ich habe meine Erfahrungen mit der Flucht und in der langen Zeit mit Duldung. Du hast eine andere Lebenserfahrung,

Aber du kennst das alles, weil du so wie ich mit dem Herzen dabei bist. Wenn dir etwas wirklich wichtig ist, dann kannst du auch mit anderen umgehen und dann können wir uns ergänzen.

Ist dir am Schluss noch etwas wichtig, was bis jetzt nicht gesagt ist?

Ja, die Sache mit der Sprache: manchmal, wenn ich in bestimmten politischen Treffen oder Konferenzen sitze, habe ich das Gefühl ich kann nicht mitreden, weil zu kompliziert gesprochen wird. Es wird viel Zeit verschwendet mit Theorien. Wir brauchen mehr Raum für Praxis. Ich habe Vorstellungen, Wünsche und Ziele und daran will ich arbeiten und Dinge verändern. Ich kann mit Wörterdiskussionen und Debatten um einzelne Formulierungen in Aufrufen nichts anfangen. Bei großen Treffen ist es wichtig darauf zu achten, welche Leute da sind und wie sich das sprachlich gestalten lässt, damit alle auch mit verschiedenen Erfahrungshintergründen mitkommen. Seitdem ich das überschauen kann, entwickelt sich Vernetzung und Zusammenarbeit zumindest aus meiner Sicht aber immer weiter. Vielleicht haben Gruppen, die sich damit viel beschäftigen, auch ein anderes Bild und würden vielleicht 125 Beispiele für Diskriminierung innerhalb unserer Bewegungen geben. Für mich ist das einfach nicht so wichtig, weil ich eher erlebe, dass Reden hilft. ○

INTERVIEW: MARION BAYER



Bamako-Dakar-Karawane: Plenum, 2011 [Bild: Leona Goldstein]

„Sich begegnen können, ohne dass es um dieses Gefälle geht“

INTERVIEW MIT RIADH BEN AMMAR (AFRIQUE-EUROPE-INTERACT)

Riadh, Du bist seinerzeit mit einem Visum aus Tunesien nach Deutschland gekommen, und bist hier geblieben, als das Visum abgelaufen war. Du hast dann vier Jahre in Mecklenburg in einem Asylbewerberheim gewohnt. Kannst Du uns erzählen, wie aus dieser Situation Dein politischer Aktivismus begonnen hat?

Ich erinnere mich an dieses Bild, als die nolager-Aktivisten zu unserem Heim gekommen sind. Anfangs war ich ein bisschen

skeptisch, weil ich als sogenannter „Asylbetrüger“ das Gefühl hatte, ich hab sowieso kein Recht auf Asyl. Deswegen hat mich das beschäftigt: habe ich das Recht, auf die Straße zu gehen und zu demonstrieren? Welche Rechte habe ich? In meiner Position als Tunesier, der kein Recht auf Asyl hat, war es für mich ein bisschen schwierig, mein Engagement zu zeigen. Aber im Heim gab es eine große Gruppe aus Togo, und die haben in dieser Zeit mehr gemacht. Ich

habe die Togolesen begleitet, um mal aus dem Heim raus zu kommen. Am Anfang war das wichtig: am Wochenende mal woanders zu sein. Zu Beginn war ich daher kein überzeugter Aktivist, aber mit der Zeit haben sich ein paar Sachen in meinem Leben entwickelt. Der entscheidende Punkt war die Möglichkeit, in Rostock in eine WG zu ziehen, deren Leute die Proteste gegen den G8 vorbereiteten. Wo ich dann die Möglichkeit hatte, in der Stadt zu leben, normal in einer Wohnung zu leben. Die Wohnung war für mich insofern auch speziell, als es dort viele Informationen für mich gab: über Kapitalismus, über Migration... warum ich im Lager bin, warum ich nicht mehr in Tunesien bin, warum ich viele Jahre in meinem Leben gebraucht habe, um ein Visum zu bekommen. Diese Zeit war für mich der Anfang, einen anderen Blick auf die Dinge zu bekommen.

Nach dem G8 ging es ja weiter, mittlerweile arbeitest Du sehr regelmäßig in weiteren politischen Projekten, wie z.B. Afrique-Europe-Interact, von dem Du ja auch Teil bist und mit denen Du Anfang 2011 auf der Bamako-Dakar-Karawane in Mali unterwegs warst. Oder auch mit boats4people, im Rahmen dessen Du mehrere Male nach Tunesien gereist bist. Kannst Du darüber erzählen, wie das war?

Ich habe im Rahmen vom G8 viel Öffentlichkeitsarbeit zu „nolager“-Themen gemacht, ich bin selbstbewusster geworden und ich habe gemerkt, dass es auch für uns „Asylbetrüger“ wichtig ist, für unsere Rechte zu kämpfen. Ich bin auch im Rahmen von G8 mit anderen Aktivisten in Kontakt gekommen, mit internationalen Aktivisten, und nach dem G8 haben mich die Themen Afrika/Europa/Grenzregime weiter beschäftigt. Deswegen bin ich zu Afrique-Europe-Interact gestoßen, einem Netzwerk, das für Bewegungsfreiheit und gerechte Entwicklung eintritt. Es war eine wichtige Entscheidung, nachdem ich 2009 meinen Aufenthalt bekommen habe. Ich habe mich gefragt: was willst Du jetzt? Jetzt hast Du Deinen Aufenthalt, Du kannst arbeiten. Aber für mich sind die Sachen dann anders gelaufen. Eine Rolle hat auch die Revolution in Tunesien

gespielt, die mich weiter inspiriert hat. Dazu, mich weiter mit dem Thema „border“ zu beschäftigen.

Du hast ja gesagt, dass es mehrere Jahre gedauert hat, bis Du hier Dein Aufenthaltsrecht bekommen hast. Ohne das zu sein, war ja eine klare Diskriminierung. Erlebst Du mit gesichertem Aufenthalt in der Gesellschaft dennoch weiter Diskriminierung? Auch im politischen Teil der Gesellschaft?

Klar, speziell auch noch mal mit deutschen Aktivistinnen und Aktivisten.

Am Anfang des Prozesses mit dem G8-Protest, als ich zum ersten mal die radikale Linke getroffen habe, da gab es – naja, was heißt Diskriminierung; für mich war es zum Beispiel die Klamotten, mit denen die Leute unterwegs sind. Ich fragte mich, was haben Politik und Klamotten miteinander zu tun? Und weil ich normale Klamotten an hatte – was heißt normale; normale schicke Schuhe – dann kam zum Beispiel mal eine blöde Äußerung von jemandem auf einem Plenum über meine Schuhe. Das war für mich Diskriminierung.

Auch als ich die nolager-Aktivisten das erste Mal gesehen habe, und ihre Klamotten, da habe ich mich gefragt, warum sind die so anders als die Bürger in Deutschland – das hat mich manchmal fertig gemacht.

Und klar, bei den Behörden; selbst wenn du gut deutsch kannst, die Behörden geben Dir das Gefühl, dass Du überhaupt kein Deutsch kannst. Diskriminierung habe ich auch im Asylheim erlebt, in dem ich als einziger Tunesier war. Dort war ich bei der großen Gruppe aus Togo immer der „faut blanc“, der „falsche Weiße“. Das war meistens zum Spaß, aber manchmal hat das auch weh getan.

Ich frag noch mal speziell zu Diskriminierung im politischen Umfeld. Du arbeitest ja in Deiner politischen Arbeit mit Deutschen zusammen, denen eine Zusammenarbeit auf Augenhöhe sehr wichtig ist. Würdest Du sagen, das funktioniert?

Für mich war es immer wichtig, mich nicht in reinen Flüchtlings-Gruppen zu organisieren; für mich war das Ziel immer eine

gemischte Organisation. Weil ich gegen Gruppen bin, die nur auf Nationalität oder Hautfarbe gründen und andere ausschließen. Mir gefällt es besser, wenn die Bewegung, in der ich unterwegs bin, offen bleibt. Für mich war in der Zusammenarbeit mit deutschen Aktivisten wichtig, die deutsche Sprache zu lernen, auch um meine Isolierung zu durchbrechen. Das hätte ich nicht geschafft, wenn ich mich nur im Asylheim organisiert hätte. Und ich will gerne noch einen Punkt zur Situation im Lager machen: klar haben wir auch versucht, von dort aus etwas zu organisieren. Aber wir hatten es auch schwer; längst nicht alle haben mitgemacht, und für uns selber war es auch schwer, uns zu motivieren. Ich finde die Rolle von Unterstützern da ganz wichtig, egal ob deutsch, türkisch oder tunesisch.

Ich kann mich aber auch erinnern, dass Du in der gemeinsamen politischen Organisation zumindest genervt warst. Zum Beispiel bei boats4people, als Du das Gefühl hattest, Du wirst nur noch als Tunesien-Experte gesehen. Oder in Tunesien im Flüchtlingslager Choucha, als die Subsahara-Leute sich nur noch für die weißen Aktivisten interessiert haben und Dich als Tunesier links liegen ließen. OK, jetzt kommst Du gerade bei der transnationalen Arbeit an. Das ist noch mal ein anderes Thema als die Bewegung hier. Mit Afrique-Europe-Interact nach Tunesien zu fahren, das war ein wichtiger Teil meiner politischen Entwicklung. Manchmal war es ein bisschen schwierig, zum Beispiel im Camp Choucha. Ich hatte das Gefühl, die Flüchtlinge dort nehmen mich nicht ernst, aber die Weißen, die schon. Auch die tunesischen Aktivisten nehmen Euch, die weißen Aktivisten, mehr wahr als mich. Und ich hab gedacht, verdammt, was ist los, seht Ihr mich nicht? Ich habe auch mit einem türkischen Freund mal darüber geredet, wie schwierig es ist, wenn Du mal außerhalb Deines Landes warst, Dich dann dort wieder zu engagieren. Das war manchmal schwierig, und das liegt nicht an Euch, sondern das liegt an – naja, an der „border“. Weil die Leute dort Euch nicht kennen, sind sie neugierig. Und ich, mich kennen die bereits.

Weißt Du, das ist kein Rassismus, das ist Neugier. Die border, die macht aus Euch so Extraterrestrials. The border is the problem! Das ist ja auch unser Ziel, dass sich die Leute begegnen können, ohne dass es um dieses Gefälle geht, um Gedanken wie: „kannst Du mir helfen ein Visum zu bekommen?“

...kannst Du Deine Frage noch mal wiederholen?

Ich habe Dich gefragt, ob Du als Tunesier immer wieder in eine bestimmte Rolle gesteckt wirst.

Nein, das kommt auch von mir. Ich habe immer vor der Erwartung der Menschen Angst gehabt, mit denen ich zusammengearbeitet habe – bleiben die dran oder nicht? Ich hatte bei den Deutschen, mit denen ich in Tunesien unterwegs war, immer das Gefühl, die wollen Action, die wollen was sehen. Aber es gab oft keine Action. Es ist ein längerer Prozess, an dem wir dran sind.

Und wieder zurück nach Deutschland – und auch nicht nur im Projekt boats4people – hast Du das Gefühl, in eine Schublade gesteckt zu werden?

Das stimmt, ich hatte eine Weile das Gefühl, dass von mir bei Afrique-Europe-Interact ganz stark erwartet wurde, dass ich Sachen zu Tunesien mache, weil ich da herkomme. Ich wollte mit Euch auf der gleichen Ebene sein; ich wollte nicht, dass Ihr auf mich herab guckt. Ich wollte nicht das Gefühl haben, ich bin in der ersten Reihe, weil ich Tunesier bin. Ich will nicht davon profitieren, und ich will auch, dass andere Menschen in der Gruppe Verantwortung übernehmen, und etwas über Tunesien lesen, wenn sie dahin wollen. Und wenn ich über Tunesien erzähle, dann empfinde ich das als große Verantwortung – da es immer meine Sicht auf die Dinge ist.

Vorletztes Jahr hat es in Köln ein Nobordercamp gegeben. Dort wurde viel diskutiert, dass People of Colour, die ja hier oft Diskriminierungserfahrungen machen, das Konzept der Definitionsmacht darauf anwenden können. Was hältst Du von diesem Konzept?

Ich weiß nicht. Mit diesem „das Opfer ist schwarz, der Täter ist weiß“ – damit hab ich Probleme. Ich sehe das nicht immer so.

Ich glaube die Frage hat zwei Dimensionen. Hast Du manchmal da Gefühl, verletzt zu sein? „Diskriminiert“ ist ja immer so ein großes Wort. Hast Du manchmal mit Deutschen ein blödes Erlebnis – so wie mit den Schuhen? Und wenn ja – hast Du dann das Gefühl, Deutsche nehmen Dich ernst damit?

Auf der nolager-Tour haben wir immer darüber geredet. Die Themen Sexismus und Rassismus haben wir auf der Tour immer erlebt. Es gab auch immer Raum, darüber zu sprechen. Ich habe immer ein bisschen Angst, dass Flüchtlinge übertreiben, um davon zu profitieren, um an Macht und an Geld zu kommen. Solche Gedanken spüre ich manchmal, wenn Refugees sagen: „Unbedingt zusammen, Riadh. Unbedingt ohne die Deutschen“. Auch wenn nur Refugees sich alleine zusammen setzen, wird es zwei oder drei Leute geben, die mehr zu sagen haben. Klar merkt man manchmal, dass die Deutschen mehr Möglichkeiten haben. Weil die von hier kommen, weil sie das Land kennen. Und für uns ist alles neu. Ich glaube an einen Prozess miteinander. Für mich ist es wichtig, im persönlichen Kontakt voneinander zu lernen. Es ist mir wichtig, darüber zu reden, wenn es ein Problem gibt. Und ich habe gelernt, dass die Bewegung immer bereit ist, zu reden. Die Rolle der Unterstützer ist sehr wichtig: als ich neu war, habe ich vieles nicht kapiert. Ohne die nolager-Leute würde ich mich hier nicht als Aktivist wieder finden.

Und was hat Dich die Jahre über noch motiviert, Aktivist zu sein?

Als ich dann nach 10 Jahren ein Aufenthaltsrecht hatte, dachte ich: soll ich jetzt arbeiten und mein Leben weiter machen, als wäre nichts passiert? Ich habe 10 Jahre gebraucht, um aus Tunesien raus zu kommen. Mit 17 wollte ich diese Reise machen, und mit 27 bekam ich dann ein Visum. Mit 27 raus, mit 37 dann der Aufenthalt. Ich hielt es schlecht aus, ohne Ausbildung, ohne irgendetwas, diesen Druck zu spüren: Du

bist schuld. Du hast es nicht geschafft, 20 Jahre lang. Und für mich war der G8 und die Reise nach Mali sehr wichtig: die Abgeschobenen in der Wüste von Mali zu sehen, das Leid der Leute, und die jungen Leute aus Afrika zu treffen, die unterwegs sind – das hat mich in meiner eigenen Erinnerung berührt. Deswegen habe ich nur zwei Jahre in einem Altenpflegeheim in Hamburg gearbeitet, als Spüler, und dann hab ich gedachtee. Als ich aus Mali zurück war, habe ich entschieden, diese Arbeit nicht weiter zu machen. Ich bin nach Rostock zurück gegangen. Als Aktivist. Und es lief gut da, wir haben mit der Stop It-Kampagne viel Öffentlichkeitsarbeit gemacht, sind viel auf die Straße gegangen, haben viel geredet: das war für mich auch eine Entdeckung. Ich wusste nicht, dass ich reden kann! Das hat mich irgendwann auch zum Theater gebracht.

Die Revolution in Tunesien hat mich auch weiter inspiriert. Ich bin auch deswegen ein überzeugter noborder-Aktivist, da ich diese Region – Süditalien, Tunesien – die letzten Jahre weiter besucht habe. Bei jeder Reise merke ich wie wichtig es ist, dass die Grenze auf dem Mittelmeer verschwindet und das Sterben aufhört. Ich komme von der Küste Tunesiens, und es tut mir richtig weh, dass junge Menschen, die einfach gerne mal etwas anderes sehen wollen, auf dem Weg sterben. Ich habe immer das Gefühl, wenn ich nicht das Visum bekommen hätte, dann hätte ich auch ein Boot genommen. Und das finde ich ungerecht: ich wollte nicht nach Europa, weil ich Arbeit finden wollte. Ich wollte nach Europa, weil ich einfach raus wollte. ○

INTERVIEW: CHRISTOPH ARNDT



Bamako-Dakar-Karawane: Demo in Nioro/Mali, 2011 (Bild: Jasmin Alt)

„Unser Ziel ist es, einen Block zu formen“

INTERVIEW MIT ALASSANE DICKO VON DER ASSOZIATION DER ABGESCHOBENEN MALIS (AME/BAMAKO)

Alassane du bist bereits mehrfach in Europa gewesen, insbesondere in Frankreich und Deutschland. Welche Erfahrungen hast du in der Zusammenarbeit sowohl mit NGO-Vertreter_innen als auch mit sozialen Bewegungen gemacht? Sind dir Diskriminierung, unsensibles Verhalten oder rassistische Vorurteile begegnet?

Ich muss sagen, dass diese Überlegungen zu Beginn meiner Aufenthalte in Europa einen ganz zentralen Stellenwert eingenommen haben – einfach, weil ich die Haltungen der Partner-NGO bzw. der aktivistischen Freund_innen verstehen wollte. Ich bin nicht mit vorgefertigten Meinungen gekommen, um so mehr Aufmerksamkeit habe ich den Gesten und Worten gewidmet. Insgesamt bewegt man sich mit den NGO

immer im Rahmen der Arbeit, die Aufgaben sind von Anfang an klar abgesteckt, so dass die ganze Beziehung einen eher administrativen Charakter hat. In den sozialen Bewegungen hingegen geht es lockerer zu, es gibt immer wieder Entdeckungen, die Stoff zum Nachdenken geben. Dabei habe ich kulturelle Unterschiede in der Art und Weise festgestellt, bestimmte Dinge zu tun, und auch Zwänge, etwa im Umgang mit der Zeit, aber keine Haltungen, die ich als rassistisch bezeichnen würde.

Das klingt recht diplomatisch...

...nun, ich habe tatsächlich keine Erfahrungen gemacht, die man als Diskriminierung oder Rassismus bezeichnen könnte, ich würde ganz bestimmt davon erzählen...

...ok, das habe ich verstanden. Aber vielleicht sollten wir uns nicht so sehr an starken Begrifflichkeiten wie Diskriminierung oder Rassismus orientieren. Es geht ja auch um die mehr oder weniger subtilen Zwischentöne, die ebenfalls verletzend sein können, gerade unter Menschen, die sich politisch und persönlich relativ nahe stehen.

Was konkrete Beispiele betrifft, kann ich zuallererst eines aus dem Jahr 2009 nennen, als ich in Deutschland in das Büro einer Partner-NGO gekommen bin. Nur eine Person kannte mich und ich wurde freundlich von allen begrüßt. Aber als mich der Pressesprecher begrüßte, merkte ich seine Befangenheit, gemischt mit Zweifeln. Er nahm mich auf die Seite, um mit mir zu

diskutieren. Es ging es um eine Art Sprachtest. Er forderte mich auf, eine improvisierte Präsentation zu einem x-beliebigen Thema zu machen. Einfach, weil er sich versichern wollte, dass ich Englisch verstünde und auf der Höhe der kommenden Aufgaben sei. Denn am gleichen Abend sollten wir eine Veranstaltung vor Spendern der Organisation moderieren. Bis heute frage ich mich, was ihn an meinen Fähigkeiten hat zweifeln lassen, obwohl er doch meine schriftlichen Texte kannte.

Was die sozialen Bewegungen betrifft, habe ich zwar extreme Freundlichkeiten erlebt bzw. Begegnungen, bei denen alles andere zur Nebensächlichlichkeit wurde, ohne dass es jedoch anschließend irgendwelche Anknüpfungspunkte gab, um den Kontakt aufrechtzuerhalten. Deshalb weiß ich nie, ob meine Anwesenheit lediglich eine zusätzliche Bereicherung darstellt oder ob der von mir ausgefochtene Kampf tatsächlich geteilt wird. Unser Ziel ist es, einen Block zu formen, und nicht nur die verschiedenen Initiativen zusammenzubringen, um zu zeigen, dass jeder irgendetwas macht. Kurzum: Es gibt unter den Aktivisten soziale Nähe, die Leute verharren aber in ihren jeweiligen Realitäten. Dabei bevorzugt die Mehrheit solche Länder, die weniger hart sind, weniger weit weg und für die sich die Öffentlichkeit potentiell interessiert. Sehr oft höre ich: In Mali ist es so heiß, es gibt extreme Armut etc. etc. Das hat nichts mit Diskriminierung zu tun, aber ich muss feststellen, dass es Entscheidungen gibt, die sich am jeweiligen geographischen Ort orientieren.

Wieder so eine diplomatische Charakterisierung! Denn die von dir beschriebenen Entscheidungen könnten auch als zynische Gleichgültigkeit beschrieben werden bzw. als Inanspruchnahme des Privilegs, die Welt in ihrer Gesamtheit schlicht ausblenden zu können.

Ja, da hast du recht. Es ist daher auch schwierig, die Diskussion grundlegender zu führen, weil es immer diese Sache mit den unterschiedlichen Realitäten und Kontexten gibt, die mir wie eine subjektive Mauer zu sein scheint. Man kann heute nicht den Kapitalismus oder Neokolonial-

ismus bekämpfen, ohne sich für die Auswirkungen des finanzmarkt-basierten Treibens selbst in der Wüste oder in irgendwelchen Dörfern zu interessieren. Ich nehme das oft wie eine Verknennung der Realitäten bzw. des Laufs der Welt wahr, aber letztlich geht es darum, dass man nicht zu tief in die Dinge einsteigen bzw. sich zu weit von seiner eigenen Realität wegbegeben möchte.

Und was denkst du über die Kooperationen, die es tatsächlich gibt – wie zum Beispiel im Rahmen von Afrique-Europe-Interact? Glaubst du, dass es langfristig möglich sein wird, gleichberechtigte Beziehungen zwischen Aktivist_innen in Afrika und Europa zu etablieren – trotz der extrem ungleichen Ausgangsbedingungen?

Die Brücken wurden gebaut, und ich glaube, dass die europäischen Aktivisten die aktuellen Probleme besser verstehen werden, beispielsweise wie die politischen Entscheidungen im Norden und die strukturellen Ursachen von Migration in Afrika zusammenhängen. Langfristig werden die europäischen Aktivisten die Unterschiede in den sozialen Realitäten relativieren, weil sich Kontakte mit verschiedenen Gruppen ergeben und Treffen zunehmen werden, um gemeinsam über transnationale Kämpfe nachzudenken. Die Einzelnen werden sich zunehmend mit den lokalen Realitäten des Kapitalismus vertraut machen und auf beiden Seiten die Profit- bzw. Wertschöpfungsketten bis in ihre jeweilige Umgebung unter die Lupe nehmen. Die Gleichheit ist nicht materiell, sondern moralisch, denn die Lebensbedingungen sind auf keinen Fall dieselben. Die Aktivisten müssen sich besser kennenlernen, um das exotische Bild der Unterstützung der Kämpfe in der Dritten Welt zu überwinden. In diesem Sinne würde ich sagen, dass innerhalb von Afrique-Europe-Interact der Austausch gleichberechtigt ist, weil wir die Vorschläge und Vorgehensweisen wechselseitig berücksichtigen. Hinsichtlich der finanziellen Unterstützung durch die europäische Sektion bleiben wir in Mali bei unseren Aktivitäten und den politischen Stellungnahmen völlig unabhängig. Ich kann also sagen, dass wir

uns ein partizipatives Herangehen und eine kollektive Entscheidungsstruktur erarbeitet haben.

Nochmal zurück zur Diskriminierung: Wenn du so etwas erleben würdest, wie würdest du reagieren?

Wie gesagt, ich bin noch nie Opfer eines solchen Übergriffs geworden, aber ich kann nicht verstehen, wenn ein Aktivist diskriminierend gegenüber einem anderen ist – ob wegen seiner Hautfarbe, seiner Korpulenz oder wegen irgendeines anderen Merkmals. Und ich glaube nicht, dass ich schweigen könnte, wenn ich eine solche Situation persönlich oder bei einem anderen erleben würde.

Wie geht ihr in Mali mit solchen Problemen um?

Wir haben die Institution des Erstgeborenen, mit der häufig schnell ein unparteiischer Mediator gefunden werden kann, um ein solches Problem direkt zu lösen. Zudem kann man eine externe Persönlichkeit aus der Bewegung heranziehen, um die beiden Seiten zusammenzubringen. Wenn das auch nicht funktioniert, muss man gucken, welche Seite unflexibel bleibt und diese Gruppe wird dann nicht mehr eingeladen oder informiert, so wie niemand mehr an ihren Aktivitäten teilnimmt.

Gibt es auch Lösungen, bei denen Entschuldigungen einen Rolle spielen ?

Ja, in Fällen von schwerer Beleidigung oder Demütigung, wenn der Urheber sein Fehlverhalten anerkennt. Dann kann man eine Zeremonie der symbolischen Entschuldigung durchführen, um die Stimmung in der Gruppe zu befrieden und das soziale Umfeld zu besänftigen. Denn hinter den Beteiligten gibt es Menschen, die versuchen könnten, den Konflikt für ihre eigenen Interessen zu nutzen. Die Zeremonie schließt ein altes Kapitel, in dem sich alle Beteiligten von ihrer Verbitterung befreien können. ○

INTERVIEW: OLAF BERNAU

Tips zum Weiterlesen

Zu sämtlichen der in dieser Broschüre angesprochenen Themen gibt es ganze Berge bewegungspolitischer, wissenschaftlicher und belletristischer Literatur. Deshalb möchten wir es an dieser Stelle bei einigen wenigen Hinweisen belassen (wobei viele der Texte nur auf deutsch vorliegen):

● **Gemischte Organisierung**

Gemischte Organisierung bedeutet für uns in erster Linie praktische Intervention, wir möchten daher ausschließlich auf die Webseiten jener Netzwerke aufmerksam machen, in denen wir schwerpunktmäßig aktiv sind:

Welcome to Europe

→ <http://infomobile.w2eu.net>

Webguide für Flüchtlinge und Migrant_innen

→ <http://w2eu.info>

Afrique-Europe-Interact

→ www.afrique-europe-interact.ne

Watchthemed

→ <http://www.watchthemed.net>

● **Definitionsmacht**

Auf der Webseite Antisexistische Praxis in der Kritik (→ <http://kritikderpraxis.blogspot.de>) findet sich unter dem Menüpunkt „weiterlesen: links!“ die wahrscheinlich größte Sammlung an Texten und Verweisen auf Definitionsmachtdebatten seit den späten 1990er Jahren. Verwiesen sei zudem auf die Webseite „Transformative Hilfe“ (→ <http://transformation.blogspot.de/>) mit dem äußerst inspirierenden Text „Gedanken über gemeinschaftliche Hilfe in Fällen von intimer Gewalt“. Schließlich: Der von transact-Aktivist_innen mitverfasste Auswertungstext der Ansprechgruppe des 6. Grenzcamp bzw. der NoLager-Aktionstage in Fürth (Sommer 2003) kann unter dem Titel: „Ansprechgruppe für sexualisierte Übergriffe: Zwischen Parteilichkeit und Täterkonfrontation“ leicht ergooglet werden.

● **Critical Whiteness**

Eine hervorragende Einführung stellt der gleichnamige Wikipedia-Artikel dar – inklusive zahlreicher Literaturhinweise. Ebenfalls hilfreich ist die von der Monatszeitung analyse & kritik im Herbst 2013 herausgegebene Sonderbeilage zu Critical Whiteness (→ <http://www.akweb.de>).

Hierzulande wurde über Critical Whiteness im bewegungspolitischen Kontext erstmalig auf der Crossover-Konferenz Anfang 2002 in Bremen ausführlicher diskutiert – ausgehend von Erfahrungen auf dem dritten und vierten Grenzcamp. Der Reader mit Texten zu ganz verschiedenen Crossover-Themen ist noch an folgender Stelle auf deutsch und englisch abrufbar:

→ <http://www.summertimecamp.squat.net/reader.german.pdf> +

→ <http://www.summertimecamp.squat.net/reader.english.pdf>



Flüchtlingsknast Pagani auf Lesbos: Widerstand von innen und oben bei Nobordercamp, 2009 [Bild: Umbruch Bildarchiv]